

Weisheit, Wissen und Gelehrtheit im höfischen Roman

VON KLAUS RIDDER

I. ANNÄHERUNGEN UND ABGRENZUNGEN

Gelehrte als Absolventen oder Lehrende bedeutender Schulen oder Universitäten begegnen in den deutschen Romanen des 12. bis 15. Jahrhunderts nur als Ausnahmefall. Ebenso kommt Wissenschaft als Gegenstand des Erzählens nur ansatzweise in den Blick. Die tiefgreifenden Veränderungen des Wissenschaftssystems und der Bildungsinstitutionen, die Aufwertung der *ratio* in allen Diskursfeldern und die damit einhergehende Diskussion über Grenzen menschlicher Vernunft, die insbesondere in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Frankreich zu beobachten sind, werden in den literarischen Werken nur indirekt und nur ganz am Rande zum Thema. Man kann also lediglich versuchen, Ausstrahlungen der Wissenschaftsdiskurse auf die höfischen Texte zu rekonstruieren¹⁾. Gelehrtes Wissen fließt aber gleichwohl in die Texte ein und wird im Kontext höfischen Erzählens auch explizit zum Thema. Auf der Ebene der Erzählung vermitteln es beispielsweise gelehrte Personen in wichtigen Momenten den Handelnden; die Autoren schreiben sich solches Wissen in Autorbildern, die Teil der Erzählerkommentare sind, auch selbst zu.

Wenn rational systematisiertes, an Schrift gebundenes und durch Bücherstudium erworbenes Wissen symbolisiert werden soll, beziehen sich die Autoren in der Regel auf die *artes*. Gelehrtes Wissen in diesem Sinne steht jedoch nicht im Zentrum der Wissensfelder, die in den Texten aufscheinen. Handlungsbezogenes Wissen, das Regelwissen über höfisch-ritterliches Verhalten, Kämpfen und Lieben etwa, findet sehr viel größere Aufmerksamkeit. Auch mythisch-heilsgeschichtliches Wissen, das durch Schau oder Offenbarung Auserwählten zuteil wird (z. B. das Unterweltwissen der Sibylle), magisch-okkultes Wissen, das durch Teilhabe an kosmisch-diabolischen Kräften nutzbar wird

1) Dazu Klaus RIDDER, Rationalisierungsprozesse und höfischer Roman im 12. Jahrhundert, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 78 (2004), S. 175–199; Reflexion und Inszenierung von Rationalität in der mittelalterlichen Literatur. Blaubeurer Kolloquium 2006, in Verbindung mit Wolfgang HAUBRICHS und Eckart Conrad LUTZ hg. v. Klaus RIDDER (Wolfram-Studien 20), Berlin 2008.

(z. B. das Wissen zur Teufelsbeschwörung), oder weisheitliches Wissen, das als göttliche Gabe besondere Menschen auszeichnet (z. B. dichterische Inspiration) oder durch Lebenserfahrung erworben wird (z. B. Ratgeberwissen)²⁾, spielt zum Teil ebenfalls eine größere Rolle als gelehrtes Wissen.

Überschneidungen und Überlagerungen dieser Wissensbereiche sind in den Texten eher der Normal- als ein Sonderfall. Weisheitliches Erfahrungswissen kann systematisiert und verschriftlicht werden, magisches Wissen kann als buchgestützte Wissenschaft studiert (im Malagis-Roman), heilsgeschichtliches und mythisches Wissen kann verwoben werden (etwa in den Gralserzählungen). Im Einzeltext sind die Wissensfelder, die Autoren mit bestimmten Figuren verknüpfen, vielfach nicht genau abzugrenzen. Das liegt zum Teil an den Interferenzen der Wissensdiskurse selbst (beispielsweise am fließenden Übergang zwischen Astronomie und Astrologie), zum anderen an der Erzählstrategie der Autoren, die Figuren durch Zuschreibungen von Kompetenzen gerade aus unterschiedlichen Bereichen hervorheben.

Die Träger und Vermittler gelehrten Wissens sind in den Romanen überwiegend als Ausnahmepersönlichkeiten gezeichnet. Körperliche Besonderheit, gesellschaftliche Absonderung und außergewöhnlicher Habitus signalisieren den exklusiven Charakter ihres Wissens. Der besondere Herrscher ist traditionell in dieser Weise hervorgehoben. Prototyp ist hier Alexander, aber auch die Erec-Figur im Artusroman von Chrétien de Troyes steht in dieser Tradition.

Besonderes Wissen kommt jedoch nicht nur dem Herrscher zu. Es kann sich auch auf Personen konzentrieren, die einem Heilsbringer oder Erwählten zugeordnet sind. In wichtigen Situationen verhilft das Wissen dieser Gelehrten dem Anliegen der Handelnden zur Durchsetzung oder problematisiert ihren Auftrag – zu denken ist hier etwa an das Verhältnis von Eneas und Sibylle im Roman Heinrichs von Veldeke oder von Parzival und Trevrizent im Werk Wolframs von Eschenbach.

Das Modell einer idealen Korrespondenz von Wissenden und Herrschenden, das die genannten Texte tradieren, hat Gottfried von Straßburg in seinem Tristanroman nicht aufgegriffen. Der Protagonist selbst verfügt über außergewöhnliche künstlerische Fähigkeiten und gelehrte Kenntnisse. Bücherstudium und Wissen verstärken jedoch seine melancholische Disposition und auch sein Liebesleid. Wissensfaszination und Vernunftoptimismus, gesellschaftliche Aufbruchsstimmung oder Erlösungsphantasien lassen sich mit dem Erzählgeschehen in diesem Text nicht ohne weiteres in Zusammenhang bringen.

2) Vgl. Aleida ASSMANN, Was ist Weisheit? Wegmarken in einem weiten Feld, in: *Weisheit*, hg. v. Aleida ASSMANN (Archäologie der literarischen Kommunikation 3), München 1991, S. 15–44, hier S. 18; zur Abgrenzung von Weisheit und Wissen Walter HAUG, Vom Glanz der Weisheit zur Verzweiflung des Wissens, in: *Weisheit (wie oben)*, S. 387–405; vgl. auch Hans Jürgen SCHEUER, *weisheit*. Grabungen in einem Wortfeld zwischen Poesie und Wissen, in: *Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter*, hg. v. Gerd DICKE/Manfred EIKELMANN/Burckhard HASEBRINK (Trends in Medieval Philology 10), Berlin u. a. 2006, S. 83–106.

Prototyp der Zauberer und Teufelsbündner im höfischen Roman ist Merlin, der in der deutschen Tradition jedoch keine bedeutende Rolle spielt. Der in Wolframs ›Parzival‹ auftretende Zauberer Clingsor, der Züge der französischen Merlin-Figur trägt, hat dagegen im deutschen Sprachraum größere Bedeutung erlangt – etwa durch die weitere Ausformung der Figur im sogenannten ›Wartburgkrieg‹. Ihr magisch-okkultes Wissen nutzen diese Gelehrten sehr unterschiedlich. Clingsor agiert – mit wenig Erfolg – gegen die Welt des Königs Artus und des Grals. Malagis stellt seine Magie überwiegend in den Dienst des Kampfes gegen die ungerechte Herrschaft König Karls – er ist der Protagonist einer Großerzählung des 15. Jahrhunderts, die auf einer mündlichen Vorlage fußt und in der Tradition der französischen Empörergesten steht.

Magister und Scholaren, also Repräsentanten des gelehrten Wissens im engeren Sinne, treten erst in Texten des 14. und 15. Jahrhunderts als handlungsbestimmende Figuren in Erscheinung – so etwa der Held des erwähnten ›Malagis‹-Epos, der seine Fähigkeiten u. a. einem Studium der Nigromantie an der Pariser Artistenfakultät verdankt.

Universitätsabsolventen in Berufsrollen sind hier ebenfalls einzubeziehen. Der Arzt Chrippenchra im ›Ring‹ Heinrich Wittenwilers beispielsweise agiert in einer Welt bäurischer Narren, die triebgesteuert und gewalttätig, also in besonderer Weise bedürftig für gelehrte Unterweisung ist. Der buchgelehrte Arzt tritt jedoch nicht nur in spätmittelalterlichen Formen des Erzählens auf, sondern bereits im Eneasroman Veldekes oder im ›Armen Heinrich‹ des Hartmann von Aue.

Fragt man nach Problemstellungen, die im Zusammenhang der Thematisierung von Gelehrtheit im höfischen Erzählen verhandelt werden, so kommt dem Verhältnis von Wissen und Herrschaft große Bedeutung zu³⁾. Gelehrte Vermittler verschaffen den Handelnden Einsicht in den Ratschluss der antiken Götter (Sibylle und Eneas) oder in den Willen des christlichen Gottes (Trevrizent und Parzival), Gelehrte stehen als Ratgeber im Dienst weltlicher Herrscher, gelehrten Erziehern obliegt die Ausbildung des Herrschers (Alexander und Aristoteles), gelehrte Herrscher geben dem Ideal Ausdruck, dass nur Gebildete zur Herrschaft wirklich berechtigt sind (Erec im Roman Chrétien), Wissende können Handlungsirritationen der Protagonisten schaffen (Cundrie im Parzivalroman Wolframs), als Gegenspieler der Protagonisten fungieren (Clingsor im Parzival), als Magier und Teufelsbündner gegen ungerechte Herrschaft agieren (Malagis im gleichnamigen Epos) oder die ihnen durch ihre Berufsrolle zufallende Macht missbrauchen (Chrippenchra im ›Ring‹).

Ich möchte nun diese grob skizzierten Linien in einigen deutschen und französischen Texten genauer verfolgen: Es sollen die in den Werken entworfenen Bilder von gelehrten

3) Übergreifend zu diesem Gesichtspunkt Martin KINTZINGER, *Wissen wird Macht. Bildung im Mittelalter*, Darmstadt 2003; *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, hg. v. Richard VAN DÜLMEN/Sina RAUSCHENBACH unter Mitwirkung von Meinrad VON ENGELBERG, Köln/Weimar/Wien 2004.

Autoren (II), von gelehrten Herrschern (III), von Heilsbringern und Wissenden (IV), von Gelehrten zwischen Melancholie und Liebe (V), von Magiern und Teufelsbündnern (VI) sowie von Gelehrten in Berufsrollen (VII) analysiert werden. Das Frageinteresse zielt zum einen auf die Charakteristik der Wissensträger und die Spezifik ihres Wissens, zum anderen auf die Funktion der Gelehrten im Erzählgeschehen und ihr Verhältnis zur Herrschaft. In einem abschließenden Punkt ist dann die Entwicklung des in den höfischen Romanen gezeichneten Verhältnisses von Wissen und Herrschaft ansatzweise kulturhistorisch zu kontextualisieren (VIII). Zunächst aber zu den in die Texte eingeschriebenen Autorbildern, zu gelehrten und illiteraten Autoren.

2. GELEHRTE UND ILLITERATE AUTOREN

Die Geschichte des mittelalterlichen höfischen Romans beginnt, als gelehrte französische Autoren antike Vorlagen aufs Neue erzählen und dem tradierten Geschehen eine neue Bedeutung geben⁴). Aus dem 12. Jahrhundert sind uns der Alexanderroman, der Thebenroman, der Eneasroman und der Trojaroman überliefert, von denen nur der Thebenroman nicht ins Deutsche übersetzt wird. In diesen Romanen finden sich zwar noch keine expliziten Autorbilder, doch das erzählende Ich »verweist jeweils auf einen Autor von gelehrter Bildung, eine Bildung, die das Wissen der Antike mit umfasst«⁵). Die Vermittlung der lateinischen Kultur an ein volkssprachliches Publikum ist das primäre Anliegen der Verfasser der Antikenromane⁶).

4) Das Problem, inwieweit man sicher unterscheiden kann zwischen authentischen und fiktiven Selbstaussagen soll hier ausgeklammert werden. Vielmehr wird versucht, die Konzepte von Gelehrtheit in ihrer Interdependenz mit werkspezifischen Erzählelementen und in ihren spannungsreichen Bezügen im literarischen Feld zu diskutieren. Dieser Weg bietet sich an, weil die in den Romanen entworfenen, auf die Autoren bezogenen Bilder von Wissen und Gelehrtheit gattungsspezifisch sind.

5) Udo SCHÖNING, *Thebenroman – Eneasroman – Trojaroman. Studien zur Rezeption der Antike in der französischen Literatur des 12. Jahrhunderts* (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie 235), Tübingen 1991, S. 86f.

6) Der Pfaffe Lamprecht, Heinrich von Veldeke und Herbort von Fritzlar bearbeiten auf der Grundlage litterater Bildung die französischen Antikenromane in deutscher Sprache. Ihren Bildungsstand heben sie jedoch nicht eigens hervor; für Nikolaus HENKEL zeigt dies, »wie selbstverständlich er ihnen war«; Nikolaus HENKEL, *Litteratus – illiteratus. Bildungsgeschichtliche Grundvoraussetzungen bei der Entstehung der höfischen Epik in Deutschland*, in: *Begegnung mit dem »Fremden«. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokyo 1990*, hg. v. Eijiro IWA-SAKI, Bd. 9: Sektion 15, *Erfahrene und imaginierte Fremde*, hg. v. Yoshinori SHICHIJI, München 1991, S. 334–345, hier S. 338. Nur Herbort von Fritzlar bezeichnet sich als *gelarte[n] schulere*; Herbort von Fritslâr, *Liet von Troye*, hg. v. Georg Karl FROMMANN (Bibliothek der gesamten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit 5), Amsterdam 1966 [Nachdruck der Ausgabe Quedlinburg/Leipzig 1837], v. 18451.

Dass Chrétien de Troyes, der Begründer des Artusromans, »über eine solide klerikale Bildung«⁷⁾ verfügte, ist offensichtlich. Ein Autorbild schreibt jedoch auch er seinen Texten nicht explizit ein und bezeichnet sich nirgendwo als *clerc*, als gelehrten Kleriker. Im Cligès-Prolog formuliert er aber die Vorstellung, dass Ritterschaft und Gelehrtheit in einem historischen Prozess zu einer Einheit zusammengewachsen und in der eigenen Gegenwart zu einem Gipfelpunkt gekommen seien⁸⁾. Hier ist eine bemerkenswerte Verschiebung des Verhältnisses von gelehrter klerikaler Bildung und illiterater höfischer Ritterschaft eingetreten. Chrétien verbindet beides zu einem neuen Ideal der Interdependenz beider Bereiche.

Das korrespondierende Autorbild entwirft dann Hartmann von Aue. In der Versnovelle vom ›Armen Heinrich‹ und auch im Roman vom Artusritter ›Iwein‹ greift er Chrétiens Vorstellung auf und macht sie zum Kernpunkt einer neuen Autorkonzeption:

Ein ritter sô gelêret was,
daz er an den buochen las,
swaz er dar an geschriben vant;
der was Hartmann genant,
dienstman was er ze Ouwe.

Ein Ritter besaß solche Schulbildung, daß er in den Büchern lesen konnte, alles was er darin geschrieben fand. Er war Hartmann genannt und war Lehnsman zu Aue⁹⁾.

7) Beate SCHMOLKE-HASSELNANN, Art. »Chrétien de Troyes«, Lexikon des Mittelalters 2 (1999), Sp. 1897.

8) *Par les livres que nos avons / Les fez des anciens savons / Et del siegle qui fu jadis. / Ce nos ont nostre livre apris / Qu'an Grece ot de chevalerie / Le premier los et de clergie. / Puis vint chevalerie a Rome / Et de la clergie la some, / Qui ore est an France venue. / Dex doint qu'ele i soit retenue, / Et que li leus li abelisse / Tant que ja mes de France n'isse / L'enors qui s'i est arestee. / Dex l'avoit as altres prestee, / Car des Grezois ne des Romains / Ne dit an mes ne plus ne mains.* – »Aus den Büchern, die wir besitzen, kennen wir die Taten der Alten und der früheren Zeit. Unsere Bücher haben uns gelehrt, daß Griechenland den Primat (*premier los*) im Rittertum und in der Gelehrsamkeit hatte. Danach wanderte das Rittertum nach Rom wie auch die Blüte der Gelehrsamkeit, die jetzt in Frankreich angekommen ist. Gott gebe, daß sie dort bleibe und daß der Ort ihr gefalle, so daß nie wieder die Ehre, die sich dort jetzt aufhält, Frankreich verläßt. Gott hatte sie den anderen geschenkt (geliehen?), denn von den Griechen und den Römern spricht man jetzt überhaupt nicht mehr«; Chrétien de Troyes, Cligès, hg. v. Stewart GREGORY/Claude LUTTRELL (*Arthurian studies* 28), Cambridge 1993, vv. 27–42; Übersetzung: Frank-Rutger HAUSMANN, *Translatio militiae sive retranslatio*. Chrétien de Troyes' »Cligès« im Lichte eines altbekannten Topos, in: Kunst und Kommunikation. Betrachtungen zum Medium Sprache in der Romania. Festschrift zum 60. Geburtstag von Richard Baum, hg. v. Maria LIEBER/Willi HIRDT (Stauffenburg-Festschriften), Tübingen 1997, S. 417–426, hier S. 421.

9) Hartmann von Aue, Der arme Heinrich, hg. und übersetzt v. Helmut DE BOOR, Frankfurt a. M. 1973, vv. 1–5; Hartmann von Aue, Iwein, Text der siebenten Ausgabe v. G. F. BENECKE/K. LACHMANN/L.

Hartmann präsentiert sich als Ritter mit buchgelehrter Bildung und formt damit ein ständisches Kulturideal zu einem neuen Autorprofil um¹⁰. Während sich Chrétien vermutlich nicht als Ritter verstanden wissen wollte, sind die klerikal dominierte Welt der Bildung und die laikale Welt des ritterlichen Publikums in Hartmanns Autorbild zusammengedacht. Aus der Verfügungsmöglichkeit über schriftgebundene Wissensdiskurse (in lateinischer, französischer und deutscher Sprache) und der Kenntnis der ritterlich-adligen Lebens- und Denkformen resultiert das Selbstverständnis dieses Autors.

Wolfram von Eschenbach entwirft in seinen epischen Werken gegen Hartmanns traditionsbezogene Gelehrsamkeit einen anderen »Typus von Ritterdichter«¹¹. In der Erzählung vom Kampf des Markgrafen Willehalm gegen die Heiden, die teilweise legendenhafte Züge trägt, bezeichnet er als Quelle seiner *künste* nicht gelehrte Bücher, sondern göttliche Inspiration:

swaz an den buochen stât geschriben,
des bin ich künstelôs beliben.
niht anders ich gelêret bin:
wan hân ich kunst, *die* gît mir sin.

Aus den Büchern hab ich nichts, kein Wissen und kein Können. Nicht anders bin ich unterwiesen: was ich weiß und was ich kann, das kommt mir aus der Einsicht¹².

Dem »Willehalm« geht der Artus- und Gralroman über Parzival voraus, und hier insistiert der Autor geradezu darauf, dass er selbst ungelehrt sei. Die Geschichte vom Gral

WOLFF. Übersetzung und Nachwort v. Thomas CRAMER, 4., überarbeitete Aufl. Berlin/New York 2001, v. 21f.: *Ein rîter, der gelêret was / unde ez an den buochen las.*

10) Hartmann »plädiert für eine Dichtung von Rittern für Ritter, ein literarisches Klima, in dem der Zugang des Laien zur Literaten-Literatur über Laien ... nicht über Kleriker führt«; Michael CURSCHMANN, Hören – Lesen – Sehen. Buch und Schriftlichkeit im Selbstverständnis der volkssprachlichen literarischen Kultur Deutschlands um 1200, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 106 (1984), S. 218–257, hier S. 231; vgl. auch Günter BUTZER, Das Gedächtnis des epischen Textes. Mündliches und schriftliches Erzählen im höfischen Roman des Mittelalters, in: Euphorion 89 (1995), S. 151–188, hier S. 168.

11) Christoph HUBER, Der gebildete Dichter im hohen Mittelalter, in: Literaten – Kleriker – Gelehrte. Zur Geschichte der Gebildeten im vormodernen Europa, hg. v. Rudolf W. KECK/Erhard WIERSING/Klaus WITTSTADT (Beiträge zur historischen Bildungsforschung 15), Köln u. a. 1996, S. 171–189, hier S. 181.

12) Wolfram von Eschenbach, Willehalm, nach der Handschrift 857 der Stiftsbibliothek St. Gallen; mhd. Text, Übersetzung und Kommentar, hg. v. Joachim HEINZLE (Bibliothek des Mittelalters 9; Bibliothek deutscher Klassiker 69), Frankfurt a. M. 1991, vv. 2,19–22.

und von Parzival wurzele nicht in der Tradition der gelehrten Bücher, sondern in einem umfassenderen Wissenshorizont¹³⁾.

In welchen Wissenskontexten Wolfram sein Werk verstanden wissen will, verdeutlicht er durch eine komplexe Translationsgeschichte des Stoffes, in der, wohlgermerkt fiktive, Schrift- und Bücherkundige entscheidende Funktionen übernehmen: Der bekannte Gelehrte Flegetanis (v. 453,24) entdeckt am Firmament eine göttliche Sternenschrift; er zeichnet sie auf und schreibt somit eine erste Geschichte des Grals. Flegetanis stammt von Salomo ab und wird als *fisiôn* (Naturkundiger, Naturforscher, v. 453,25) bezeichnet. Nur seine astrologische Kompetenz ist explizit hervorgehoben (vv. 454,9–14), ansonsten bleibt seine gelehrte Tätigkeit unscharf. Der Provenzale Kyot findet dann in Toledo die in arabischer Sprache geschriebene Gralsgeschichte in einer Handschrift, die ›verworfen‹ worden war (v. 453,12). Er vermag sie zu entziffern, und sein christlicher Glaube ermöglicht es ihm, die Bedeutung des Textes zu erkennen (vv. 453,15–19). Daher studiert er die Landeschroniken und entdeckt schließlich *ze Anschouwe* einen zweiten Text, eine weitere Geschichte des Gralsgeschlechts, die die arabische Handschrift bestätigt. Diese beiden unabhängig voneinander entstandenen Werke, die Sternenschrift und die arabische Schrift, soll Kyot schließlich in französischer Sprache zusammengeführt haben: Wolfram selbst, der Autor des ›Parzival‹, will diese Gralsgeschichte dann ins Deutsche übersetzt haben¹⁴⁾.

13) Sein Ruhm beruhe nicht etwa auf seiner künstlerischen Leistung als Minnesänger, sondern auf seinen Rittertaten: *schildes ambet ist mîn art: / swâ mîn ellen sî gespart, / swelhiu mich minnet umbe sanc, / sô dunket mich ir wîtze kranc ... / hetens wîp niht für ein smeichen, / ich solt iu fürbaz reichen / an disem mare unkundiu wort, / ich sprache iu d'âventiure vort. / swer des von mir geruoche, / dern zels ze keinem buoche. / ine kan decheinen buochstap.* – »Das Recht, mit dem *ich* geboren bin, steht auf einem Schild gemalt: Wo es also vorkäme, daß kriegerischer Mut sich nicht an mir blicken ließe, und da wäre eine, die mich trotzdem liebte, bloß der Lieder wegen, die ich singe – die wäre, scheint mir, keine von den Klugen ... Es besteht die Gefahr, daß die Frauen glauben, ich wollte nun bei ihnen Gnaden heucheln – ich würde euch sonst gerne noch mehr von der Geschichte vorsetzen, lauter unerhörte Dinge, und erzählen, wie dies Abenteuer weitergeht. Wäre jemand hier, der sich das von mir wünschte, so soll der aber ja nicht glauben, das wäre ein *Buch*, was er hört: Mit Buchstaben hab ich nichts im Sinn«; Wolfram von Eschenbach, Parzival, mhd. Text nach der 6. Ausgabe von Karl LACHMANN, Übersetzung v. Peter KNECHT, Einführung zum Text v. Bernd SCHIROK, Berlin 1998, vv. 115,11–27.

14) Die Erzählinstanz im Parzivalroman bezeichnet Kyot als *la schantiure* (v. 416,21), was unter anderem so viel wie ›Zauberer‹ meint. Zwar wird seine Gelehrtheit gegenüber der Nigromantie abgegrenzt (vv. 453,15–19), doch allein der Name Toledo (dort findet Kyot seine in arabischer Sprache geschriebene Vorlage) konnte in der ersten Hälfte des 13. Jh.s Assoziationen magischer Wissenschaften wecken. Ulrich ERNST hat daher versucht, Wolframs Kyotphantasien in den Kontext der Rezeption arabischer Astronomie und Astrologie im 12. Jh. einzubetten; Ulrich ERNST, Kyot und Flegetanis in Wolframs ›Parzival‹. Fiktionaler Fundbericht und jüdisch-arabischer Kulturhintergrund, in: Wirkendes Wort 35 (1985), S. 176–195.

Die Translationsgeschichte des Stoffes reicht also von der Sternenschrift, ihrer Aufzeichnung im Kontext jüdisch-arabischer Gelehrsamkeit, über die Auffindung in einem Zentrum der Vermittlung antiken und arabischen, aber auch magisch-nigromantischen Wissens (Toledo), die Verifizierung durch intensives Studium der lateinischen und volkssprachlichen chronikalischen Überlieferung bis schließlich zur bearbeitenden Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche. Für die Entstehung des ›Parzival‹ wird so ein breiter Wissenshorizont in Anspruch genommen, der antik-arabische, jüdisch-weisheitliche und christlich-klerikale Wissensbestände einschließt.

Wenn man diese Ausweitung der Perspektive auf Wissensbestände, die die einschneidenden bildungsgeschichtlichen Veränderungsprozesse des 12. Jahrhunderts voraussetzt, einbezieht, dann lassen sich Wolframs zugespitzte Aussagen als Polemik gegen die Beschränkung des Blicks auf christlich-klerikale Schul- und Buchgelehrtheit als Quelle des Erzählens verstehen. Der Bildungskosmos, den der Erzähler sich über die Einsetzung von gelehrten Präautoren symbolisch zuschreibt, ist im literarischen Bereich innovativ und Aufsehen erregend. Kyot und Flegetanis, als fiktive Überlieferungsträger eingeführt, verweisen auf einen sehr weit gefassten Wissenschaftsbegriff, der Medizin, Astronomie/Astrologie und Alchemie integrierend in sich aufnimmt¹⁵⁾.

Die Aussagen im ›Parzival‹ zur Ungelehrtheit des Autors und zur Erzählung, die kein Buch sein soll, bleiben dennoch ambivalent. Man konnte, dies zeigt die Rezeption des Wolframschen Autorbildes in der Folge, mit dem Autornamen sowohl das Bild des ungelehrten Ritters¹⁶⁾ als auch das des gelehrten Künstlers verbind-

15) Vgl. Hannes KÄSTNER/Bernd SCHIROK, *Ine kan decheinen buochstap. Dâ nement genuoge ir urhap*. Wolfram von Eschenbach und ›die Bücher‹, in: *Als das wissend die meister wol*. Beiträge zur Darstellung und Vermittlung von Wissen in Fachliteratur und Dichtung des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Walter Blank zum 65. Geburtstag, hg. v. Martin EHRENFUCHTER/Thomas EHLEN, Frankfurt a. M. u. a. 2000, S. 61–152, hier S. 102. Die Quellenforschung hat diese textimmanente Sicht inzwischen zumindest in Teilen bestätigt: Im ›Parzival‹ ist ein umfassendes Spektrum von Texten und Wissens-elementen aus unterschiedlichen Bereichen verarbeitet worden. In vielem sind Wolframs Aussagen in der Überlieferungsfiktion allerdings noch nicht durch verifizierbare Nachweise eingeholt; vgl. Joachim BUMKE, *Wolfram von Eschenbach* (Sammlung Metzler 36), 8., völlig neu bearb. Aufl. Stuttgart/Weimar 2004, S. 232–247.

16) Im deutschen Sprachraum verknüpft sich mit Wolframs Namen in der Folge das Bild des illiteraten Dichters. Albrecht gibt sich in seinem ›Jüngerer Titurel‹ nicht nur als Wolfram von Eschenbach aus, sondern er übernimmt auch dessen Selbstcharakteristik als inspirierter, aber schriftunkundiger Laie. Bei Albrecht wandelt sich dies dann »zum formelhaften Bekenntnis christlicher Einfalt«; Hedda RAGOTZKY, *Studien zur Wolfram-Rezeption. Die Entstehung und Verwandlung der Wolfram-Rolle in der deutschen Literatur des 13. Jahrhunderts* (Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur 20), Stuttgart u. a. 1971, S. 140. Noch Ulrich Füetrer knüpft im 15. Jh. in seiner Gestaltung des Erzählers im ›Buch der Abenteuer‹ an den Topos des illiteraten Autors an, wenn er seinen Erzähler überwiegend als Narren stilisiert. Damit wird eine Traditionslinie hergestellt zu Wolframs Autorbild und auch zum Autor des ›Jüngerer Titurel‹, der sich ebenfalls als ungelehrten, nicht meisterlichen Dichter dargestellt hatte; vgl. Bernd BASTERT, *Der*

den¹⁷). Die späteren Autoren versuchen Wolframs Wissen, das für einen angeblichen Laiendichter beträchtlich ist, zu erklären, indem sie ihm Kenntnisse erfundener geheimnisvoller Bücher zusprechen. Im ›Stubenkrieg‹, einem Teilkomplex des ›Wartburgkrieges‹, vermutet Clingsor sogar, Wolfram sei gelehrt und habe die Universität in Paris besucht: *mich dunket, wie du sist ein schüeler von Paris* (4,9)¹⁸.

Demgegenüber hat Gottfried von Straßburg vielleicht wirklich an einer der großen Schulen studiert. Gottfried verfügt über ein umfangreiches gelehrtes Wissen nicht nur im Bereich der Freien Künste, der Theologie und des Rechts, sondern auch im Hinblick auf die Literatur: Er zitiert antike, lateinische und volkssprachliche Dichtung und zeigt Einsicht in zeitgenössische philosophische Theorien: Vor allem Abaelard scheint ihn beeinflusst zu haben¹⁹. Wie reagiert nun der stadtbürgerliche Gelehrte auf die von seinen Vorgängern und Konkurrenten ausgeformten Autorbilder? Gottfried greift in die Diskussion um die Gelehrtheit des dichtenden Ritters nicht ein, zumindest nicht direkt. Bezeichnend ist aber, dass er im Tristan-Prolog das Bild eines buchgelehrten Autors entwirft²⁰, in seinem Literaturexkurs dann Hartmann über alles lobt und Wolframs Erzählen – vermutlich ist er gemeint – in die Nähe der Schwarzen Bücher bringt

Münchener Hof und Fuerters ›Buch der Abenteuer‹. Literarische Kontinuität im Spätmittelalter (Mikrokosmos 33), Frankfurt a. M. 1993, S. 251.

17) »Die ›naive‹ Weisheit des göttlich inspirierten Laien, die Wolfram für sich im ›Willehalm‹-Prolog und Wirnt von Grafenberg für den ›Parzival‹-Autor in Anspruch nimmt und die bei allen Unterschieden im einzelnen weitgehend das Selbstverständnis der Wolfram-Rolle in den ›Wartburgkrieg‹-Texten prägt, tritt allmählich hinter die Buchgelehrsamkeit zurück«; KÄSTNER/SCHIROK, Wolfram von Eschenbach (wie Anm. 15), S. 148.

18) Ausgabe: Johannes SIEBERT, Wolframs und Klingsors Stubenkrieg zu Eisenach, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 75 (1953), S. 365–390, hier S. 373; dazu KÄSTNER/SCHIROK, Wolfram von Eschenbach (wie Anm. 15), S. 148f. Diese Autorvorstellungen werden auch ikonographisch umgesetzt, im ersten Falle etwa in der Miniatur der Manesse-Handschrift aus dem frühen 14. Jh., (Heidelberg, UB, Cod. Pal. germ. 848, Bl. 149v), im zweiten in einer Handschrift des ›Rennewart‹ Ulrichs von Türheim von 1387 (Wien, ÖNB, Cod. Ser. n. 2643, Bl. 313r). Wolfram steht als gepanzelter Ritter neben Knappe und Pferd, oder er sitzt mit Mantel und Mütze am Schreibpult vor einem aufgeschlagenen Buch; zum Autorbild in der Wiener Handschrift vgl. Burghart WACHINGER, Wolfram von Eschenbach am Schreibpult, in: Probleme der Parzival-Philologie. Marburger Kolloquium 1990, hg. v. Joachim HEINZLE/L. Peter JOHNSON/Gisela VOLLMANN-PROFE (Wolfram-Studien 12), Berlin 1992, S. 9–14.

19) Vgl. HUBER, Der gebildete Dichter (wie Anm. 11), S. 184.

20) Gottfried von Straßburg, Tristan, nach dem Text von Friedrich RANKE neu hg., ins Neuhochdt. übersetzt, mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort v. Rüdiger KROHN, 3 Bde. (Universal-Bibliothek 4471–73), Stuttgart 1980, vv. 155–171. Zur Tradition lateinischsprachiger lese- und erkenntnistheoretischer Überlegungen vgl. Eckart Conrad LUTZ, Modelle der Kommunikation. Zu einigen Autorenbildern des 12. und 13. Jahrhunderts, in: Eine Epoche im Umbruch. Volkssprachliche Literalität 1200–1300. Cambridge Symposium 2001, hg. v. Christa BERTELSMEIER-KIERST/Christopher YOUNG, Tübingen 2003, S. 45–72, hier S. 66f.; DERS.: *lesen – un müezec wesen*. Überlegungen zu lese- und erkenntnistheoretischen Implikationen von Gottfrieds Schreiben, in: Der ›Tristan‹ Gottfrieds von Straß-

(vv. 4688–90). Indem Gottfried die Herkunft von Wolframs Wissen aus dem Bereich der schwarzen Magie behauptet, rückt er den Autor »in eine bedenkliche Nähe zum Diabolischen«²¹⁾. Wolframs Ritterhabitus stand Gottfried vermutlich ebenso kritisch gegenüber – Rittertum und Hofleben sind generell in seinem Roman nicht nur ideal gezeichnet; der »stadtbürgerliche Intellektuelle«²²⁾ formuliert diesen Vorbehalt jedoch nicht explizit; es wäre dann wohl zu offensichtlich gewesen, gegen wen sich diese Spitze richtete.

Die Bilder, die die Dichter von sich und ihrer Autorschaft in den Texten entwerfen, zeugen zum einen – so lässt sich folgern – von der grundsätzlichen Statusschwäche ihrer gesellschaftlichen Existenz, zum anderen von kompensierenden intellektuell-ästhetischen Strategien, die auf eine wirkungsvolle Inszenierung der Besonderheit ihres Wissens, ihrer Inspiration und ihres Erzählens zielen. Je weiter die Tradition fortschreitet und die Selbstbilder in den Texten sich individualisieren, desto deutlicher wird auch der Angst vor dem Einfluss des anderen Autors Ausdruck verliehen²³⁾. Das Insistieren auf besonderem Wissen, die Betonung einzigartiger Inspiriertheit und die Hervorhebung ästhetischen Vermögens lassen sich als Versuche verstehen, literarischen Einfluss zu gewinnen und die Geltung anderer Autoren abzuschwächen²⁴⁾. Wolfram setzt das Bild des illiteraten, aber inspirierten gegen das Bild des gelehrten Autors. Zum Ideal des gelehrten Herrschers ließ sich nicht ohne weiteres ein wirkungsvolles Gegenbild schaffen.

3. GELEHRTE HERRSCHER

Weisheit und Tapferkeit sind in der Heldenepik auf zwei Personen verteilt; auch im höfischen Roman stehen sich wissende und handelnde Figuren gegenüber. Nur der Herrscher ist als Ausnahme von dieser Aufspaltung gedacht: Insofern er die dem Menschen

burg, Symposion Santiago de Compostela, 5. bis 8. April 2000, hg. v. Christoph HUBER/Victor MILLET, Tübingen 2002, S. 295–315.

21) KÄSTNER/SCHIROK, Wolfram von Eschenbach (wie Anm. 15), S. 125. KÄSTNER und SCHIROK haben diesen Vorwurf weniger auf Wolframs Erzählweise als auf die in dem Werk verarbeiteten »Wissenselemente ›mit teilweise magisch-superstitiösem Charakter« oder überhaupt auf die inhaltliche »Einbeziehung z. B. astrologischer Vorstellungen, die den heidnisch-jüdisch-arabischen Wissensbeständen entstammen«, bezogen (S. 118 und 121).

22) HUBER, Der gebildete Dichter (wie Anm. 11), S. 184.

23) Zu dieser Sicht vgl. Harold BLOOM, *The Anxiety of Influence. A Theory of Poetry*, New York 1973.

24) Vergleichbar etwa den Versuchen der Sangspruchdichter, sich von den *künstelösen* abzuheben. »*künstelôs* heißt ›ohne artes-Bildung«, also *illiteratus*«, Burghart WACHINGER, Wissen und Wissenschaft als Faszinosum für Laien im Mittelalter, in: *Ars und Scientia im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*. Ergebnisse interdisziplinärer Forschung. Georg Wieland zum 65. Geburtstag, hg. v. Cora DIETL/Dörte HELSCHINGER, Tübingen 2002, S. 13–29, hier S. 24.

mögliche Vollkommenheit verkörpern muss, verbinden sich in seiner Person die Tugenden der *sapientia* und der *fortitudo*, des Rats und der Tat²⁵).

Bereits die Eingangverse des mittelhochdeutschen Alexanderlieds – einer Bearbeitung des französischen, von Alberic verfassten, Romans durch den Pfaffen Lamprecht – heben diese, das Bild des Herrschers in der Literatur prägenden, Gesichtspunkte hervor: Gelehrtheit und Kriegskunst, aber auch Jähzorn und Gewaltbereitschaft zeichnen Alexander aus²⁶). Seine Gelehrtheit basiert bekanntlich auf seiner besonderen Ausbildung, die unter anderem durch Aristoteles erfolgte. Die schlichte Auflistung der Fächer (Pseudo-Kalisthenes: Literatur, Musik, Geometrie, Rhetorik, Philosophie) und der dafür zuständigen Lehrer in seinen antiken Prätexten formt Alberic zu einem Erziehungsprogramm in Richtung auf das mittelalterliche Ideal des gelehrten Herrschers um. Lamprecht übernimmt im Wesentlichen dieses Modell. Die Ausbildung von herrscherlichen Fähigkeiten und Tugenden, von Kriegs- und individueller Kampftechnik (vv. 167f., 197–214) steht neben der Unterweisung in Recht und Rechtsprechung (vv. 215–220) sowie in den Freien Künsten. Diese sind nicht ausdrücklich so benannt, doch man lehrt ihn Grammatik (also Sprach-, Schrift- und vor allem Fremdsprachenkenntnisse²⁷), Musik, Geometrie und – durch Aristoteles – die Astronomie (vv. 171–196).

Im Zentrum des gegenüber den lateinischen Quellen erweiterten Bildungsprogramms stehen die umakzentuierten *artes*. Die Philosophie, die Aristoteles in den antiken Texten vertritt, wandelt sich zur Astronomie. An die Stelle der Rhetorik setzen Alberic und Lamprecht die Rechtskunde. Die *artes* sind zwar die christliche Adaptation des antiken Bildungskanons, im Wissenschaftsdiskurs des 12. Jahrhunderts nehmen sie jedoch eine herausgehobene Stellung ein. Rechts- und astronomisch-astrologische Kenntnisse gehö-

25) Vgl. ASSMANN, Was ist Weisheit? (wie Anm. 2), S. 29; zum Ideal des gelehrten Herrschers vgl. auch Walter HAUG, Der ›Ruodlieb‹, in: Strukturen als Schlüssel zur Welt. Kleine Schriften zur Erzählliteratur des Mittelalters, hg. v. Walter HAUG, Tübingen 1998, S. 199–235; Horst WENZEL, Artes und Repräsentation. Zur doppelten Lesbarkeit volkssprachlicher Lehrdichtung im Spannungsverhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, in: Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Zeitschrift des Mediävistenverbandes 3 (1998), S. 73–94, hier S. 81–83 (dort weitere Literatur).

26) *Alexander was ein wise man, / vil manec rîche er gewan, / er zestôrte vil manec land* (vv. 7–9). Lamprecht gilt Alexander als *wunderliche* (v. 45); dieses Adjektiv drückt die angesprochene Ambivalenz in seinem Bild des Herrschers aus. Alberic dagegen nennt ihn »Alexander Magnus« (v. 17) und sieht ihn positiver. Ausgaben: Lamprechts Alexander. Nach den drei Texten mit dem Fragment des Alberic von Besançon und den lateinischen Quellen, hg. und erklärt v. Karl KINZEL (Germanistische Handbibliothek 6), Halle a. S. 1884; Ulrich MÖLK/Günther HOLTUS, Alberics Alexanderfragment. Neuausgabe und Kommentar, in: Zeitschrift für romanische Philologie 115 (1999), S. 582–625; vgl. zum Folgenden Klaus RIDDER, Gelehrtheit und Hässlichkeit im höfischen Roman, in: Körperinszenierungen in mittelalterlicher Literatur. Kolloquium am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld (18. bis 20. März 1999), hg. v. Klaus RIDDER/Otto LANGER (Körper – Zeichen – Kultur 11), Berlin 2002, S. 75–95.

27) Alberic hatte erwähnt, dass Alexander Griechisch und Latein sowie Hebräisch und Armenisch (vv. 88–93) gelernt habe. Lamprecht reduziert die Fremdsprachen auf das Lateinische (v. 172).

ren zu der dem Herrscher abverlangten Kompetenz; im 12. Jahrhundert wandeln sich auch diese Wissensformen zu Wissenschaftsdisziplinen. Die vertrauten Topoi erscheinen daher in einem anderen Licht²⁸).

Die höfischen Ritter der nachfolgenden Artus- und Gralromane verfügen über eine andere Art von Bildung als Alexander. Sie zeichnen sich vor allem durch ihr Wissen um angemessene höfische Umgangsformen und ritterliches Verhalten aus. Der erste Roman des neuen Typs, Chrétiens ›Erec et Enide‹, schließt jedoch mit einem auffallenden Bild, das an die Tradition des gelehrten Herrschers anknüpft, dieser aber auch Neues hinzufügt. Erec wird von Artus gekrönt und trägt einen Mantel, auf dem die *artes* des Quadriviums, stellvertretend für das gesamte System, dargestellt werden. Das Ideal des gelehrten Ritterherrschers, das Chrétien im Prolog des nachfolgenden Cligèsromans im Sinne der *translatio*-Vorstellungen herleitet, wird hier in literarischer Symbolisation bereits vorweg genommen. Da im Text von einer gelehrten Ausbildung des Protagonisten jedoch nicht die Rede ist, steht der ausgezeichnete Herrscher für den idealen Hof als Ort ritterlicher Herrschaft, höfischer Kultur und gelehrten Wissens²⁹).

Welche Wissensbereiche zum Herrschaftszentrum Erecs gehören, legt der Text noch genauer dar, indem die Zahl der *artes* sich auf verschiedenen Ebenen wiederholt: Vier Feen fertigten die Bilder auf dem Mantel (vv. 6682–6728), und auf Erecs Szepter sind die vier Gattungen alles Lebendigen dargestellt: Fische, Tiere, Menschen und Vögel (vv. 6808–6819). Herrscher und Hof verkörpern also die antike Wissenstradition der *artes*, die mythische Welt um König Artus sowie den christlichen Kosmos und die höfische Ordnung der Welt.

Hartmann löst dieses ›Schlussbild‹ auf³⁰). Er verlegt in seiner Bearbeitung des Erecromans von Chrétien die Krönung des Helden vom Artushof bekanntlich an den Hof Erecs in Karnant und streicht die detaillierte Beschreibung der *artes* auf Erecs Krönungsge-

28) Zu diesem Komplex vgl. auch Beate BAIER, Die Bildung der Helden. Erziehung und Ausbildung in mittelhochdeutschen Antikenromanen und ihren Vorlagen (Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium 68), Trier 2006.

29) Erec et Enide/Erec und Enide, altfrz./dt., übersetzt und hg. v. Albert GIER (Universal-Bibliothek 8360), Stuttgart 1987; zu den Bildbeschreibungen im Zusammenhang mit den Krönungsfeierlichkeiten vgl. Barbara HAUPT, Literarische Bildbeschreibungen im Artusroman. Tradition und Aktualisierung. Zu Chrestiens Beschreibungen von Erecs Krönungsmantel und Zepter, in: Zeitschrift für Germanistik N.F. 9 (1999), S. 557–585; Gerhart von GRAEVENITZ, *Contextio* und *conjointure*, Gewebe und Arabeske. Über Zusammenhänge mittelalterlicher und romantischer Literaturtheorie, in: Literatur, Artes und Philosophie, hg. v. Walter HAUG/Burghart WACHINGER (Fortuna vitrea 7), Tübingen 1992, S. 229–257.

30) Hartmann von Aue, Erec, hg. v. Albert LEITZMANN, fortgeführt von Ludwig WOLFF, 7. Aufl. besorgt v. Kurt GÄRTNER (Alteutsche Textbibliothek 39), Tübingen 2006, vv. 9971ff.; vgl. Eckart Conrad LUTZ, Verschwiegene Bilder – geordnete Texte. Mediävistische Überlegungen, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 70 (1996), S. 3–47, hier S. 44.

wand³¹). Zugleich wertet er die Bedeutung der weiblichen Protagonistin und der Liebe des Paares für die neue, in der Schlussapothese verdichtete höfische Gesellschaftskonzeption auf, indem er den Stellenwert der antik-gelehrten Komponente der Herrscherkompetenz Erecs relativiert. Das deutsche Publikum soll sich offenbar mit dem idealen Herrscherpaar des Romans identifizieren können. Keine *artes*-Darstellungen, wohl aber Bilder der Elemente als Ausdrucksform des Kosmos und der Weltordnung finden sich in Hartmanns Version auf der Satteldecke von Enites Pferd wieder (vv. 7582–7668). Diese Umstellung ist signifikant für Hartmanns Verständnis der idealen arthurischen Gesellschaft. Er bindet das umakzentuierte kosmologische Wissen nicht nur an den Protagonisten, sondern an das Herrscherpaar und damit enger an die höfische Gesellschaft.

Der Alexanderroman verknüpft den intellektuellen Bereich und den der Herrschaft, so kann man festhalten, im Bild eines die Weltherrschaft anstrebenden Potentaten, wodurch auf beide Bereiche – in christlicher Perspektive – auch ein ›kritisches Licht‹ fällt³²). Chrétiens Erecroman verschränkt christlich-klerikale Intellektualität und höfisch-ritterliche Herrschaft in idealisierender Weise miteinander. In seiner deutschen Bearbeitung akzentuiert Hartmann von Aue dann auf der einen Seite die dem ritterlichen Herrscher zugeordneten Wissensbestände neu, auf der anderen Seite bezieht er die weibliche Hauptfigur in das Spannungsfeld von Wissen und Herrschaft ein und wertet sie dadurch auf. Enite lässt sich durchaus als Wissende, wenn auch nicht als eine Gelehrte, verstehen, die dem männlichen Protagonisten entscheidende Anstöße vermittelt. Von hier aus fällt daher der Blick auf den Zusammenhang zwischen Handelnden und Wissenden, zwischen Heilsbringern und wissenden Mittlerfiguren.

31) RUBERG sieht diese Veränderung insbesondere »in der beabsichtigten Zurückdrängung des Artusanteils an der Krönung« und in der Betonung »einer eigenständigen Herrschaft Erecs als *rex iustus et pacificus* im eigenen Reich« begründet; Uwe RUBERG, Die Königskrönung Erecs bei Chrétien und Hartmann im Kontext arthurischer Erzählschlüsse, in: Anfang und Ende, hg. v. Wolfgang HAUBRICHS (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 99), Stuttgart/Weimar 1995, S. 69–82, hier S. 77.

32) Die Kritik an Alexander als eines aufgrund von Herrschsucht und Gier letztlich den Tod findenden Herrschers findet sich schon vorgebildet in der ›Alexandreis‹ Walters von Châtillon: *Magnus in exemplo est. cui non suffecerat orbis, / Sufficit exciso defossa marmore terra / Quinque pedum fabricata domus ...* (X, 448–450). – »Das bezeugt Alexander: Dem sonst nicht der Erdkreis genügt hat, ihm genügt jetzt ein Haus im aufgeworfenen Boden, fünf Fuß lang, aus Marmor gehöhlt«; Galteri de Castellione, *Alexandreis*, hg. v. Marvin L. COLKER (Thesaurus mundi 17), Patavii 1978; Übersetzung: Walter von Châtillon, *Alexandreis* (= Das Lied von Alexander dem Großen), übersetzt, kommentiert und mit einem Nachwort versehen v. Gerhard STRECKENBACH unter Mitwirkung von Otto KLINGNER, mit einer Einführung v. Walter BERSCHIN (Sammlung Weltliteratur, Reihe: Mittellateinische Literatur), Heidelberg 1990, S. 186.

4. HEILSBRINGER UND WISSENDE

Eneas bedarf des Wissens der Sibylle, um nach der Zerstörung Trojas in Italien ein neues Reich zu gründen. Im Vergilschen Epos ist die Sibylle eine im Grenzbereich zwischen Menschen- und Götterwelt lebende Prophetin, die dem Protagonisten den Zutritt zur Unterwelt und damit zu jenem Fatum-Wissen ermöglicht, das der Auserwählte zur Erfüllung seiner von den Göttern gewollten Mission benötigt³³⁾.

In den mittelalterlichen Romanen finden sich interessante Verschiebungen der Wissensbestände, die man der Sibylle zuordnet. Im altfranzösischen Eneasroman beschreibt Anchises, der Vater des Eneas, Sibylle zunächst als Seherin und weise Priesterin, die aber auch in Nigromantie und in der Heilkunst bewandert ist sowie über *artes*-Wissen verfügt:

Sibilla t'i porra conduire,
 une femme ki set d'auguire;
 de Cumes est devineresse,
 et molt i a sage prestresse.
 El set quant qu'est et qu'est a estre,
 de deviner ne sai son maistre,
 del soleil set et de la lune
 et des esteiles de chascune,
 de nigremance et de fusique,
 de retorique et de musique,
 de dialectique et gramaire.

Sibylle wird dich dort hinführen können, eine Frau, die der Weissagung mächtig ist; sie ist die Seherin von Cumae und eine sehr weise Priesterin. Sie weiß alles, was ist und was sein wird, ich kenne niemanden, der besser als sie weissagen kann, sie weiß über die Sonne Bescheid und über den Mond und über jeden Stern, sie kennt sich in der schwarzen Kunst aus und in der Heilkunst, in der Rhetorik und der Musik, in der Dialektik und Grammatik³⁴⁾.

33) Vgl. Hans FROMM, Komm. zu 86,21–106,7, in: Heinrich von Veldeke, Eneasroman. Die Berliner Bilderhandschrift, mit Übersetzung und Kommentar, mit den Miniaturen der Handschrift und einem Aufsatz von Dorothea und Peter DIEMER, hg. v. Hans FROMM (Bibliothek des Mittelalters 4; Bibliothek deutscher Klassiker 77), Frankfurt a. M. 1992, S. 806.

34) Le Roman d'Eneas, übersetzt und eingeleitet v. Monica SCHÖLER-BEINHAUER (Klassische Texte des Romanischen Mittelalters in zweisprachigen Ausgaben 9), München 1972, vv. 2199–2209.

Ihre Kenntnisse in der schwarzen Kunst erklären sich durch ihre Beziehungen zu den Mächten der Unterwelt. Ihre medizinischen und ihre *artes*-Kenntnisse deuten jedoch auf das neue Bildungsideal des Weltklerus im 12. Jahrhundert.

Heinrich von Veldeke formt dann diese Figur im Sinne traditioneller christlicher Vorstellungen um. Der durch hohes Alter entstellte Leib, die zerlumpte Kleidung und die Meditationshaltung weisen auf literarische Verkörperungen des christlichen Askese-Ideals hin. Unter Berufung auf Vergil wird gesagt, dass Sibylle mit offenem Haar über ein Buch gebeugt lesend in einem *betehûs* sitze. Ein scholastisches Bildungsideal klingt hier sicher nicht an, eher schon das Ideal einer Lebensform, die sich in Studium, Kontemplation und Gebet vollendet:

diu frouwe saz antvas
 in einem betehûs,
 als uns saget Virgiliûs
 von ir al vor wâr.
 grôz und grâ was ir daz hâr
 und harde verworren,
 daz wir wol sprechen torren,
 als eines pharîdes mane.
 und diu frouwe hete ane
 vil unfrouwelîch gewant.
 ein bûch hete si an ir hant,
 dar ane saz si unde las.

Die Frau saß mit offenem Haar in einem Tempel, wie uns Vergil glaubwürdig von ihr berichtet. Lang und grau war ihr Haar und ganz verfilzt, so daß wir wohl sagen dürfen: wie die Mähne eines Pferdes. Die Dame hatte ein sehr wenig vornehmes Gewand an. Sie hielt ein Buch in der Hand, über das gebeugt sie saß und las³⁵).

Veldeke tilgt zwar den Hinweis auf die Funktion der Sibylle als Seherin und Priesterin sowie ihre Nigromantie-, Medizin- und *artes*-Kenntnisse. Die Attribute entfallen jedoch nicht einfach; er schreibt sie der Zauberin zu, die Dido von ihrer Schwester holen lässt, um (vorgeblich) Vergessen ihres Liebesschmerzes zu erlangen. Die Zauberin ist entgegen

35) Heinrich von Veldeke, Eneasroman, nach dem Text v. Ludwig ETTMÜLLER ins Neuhochdeutsche übersetzt, mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort v. Dieter KARTSCHÖKE (Universal-Bibliothek 8303), Stuttgart 1986, vv. 84,38–85,9. – Veldekes Darstellung der Sibylle als lesende, gelehrte Frau könnte auf wesentlich älteren ikonographischen Traditionen der Sibyllendarstellung fußen; vgl. Andrea von HÜLSEN-ESCH, Sibyllinische Wandmalereien nördlich der Alpen, in: *Nobilis arte manus*. Festschrift zum 70. Geburtstag von Antja Middeldorf Kosegarten, hg. v. Bruno KLEIN/Harald WOLTER – VON DEM KNESEBECK, Dresden/Kassel 2002, S. 123–138.

dem altfranzösischen Text (vv. 1907–1926) als eine gelehrte Frau gezeichnet, die in den *artes* bewandert ist³⁶). Die Sibylle des französischen Werkes war Priesterin, Zauberin und Gelehrte in einem, Veldeke verteilt die Funktionen auf zwei Figuren³⁷). Man ist versucht, diese Veränderung im Sinne einer ablehnenden Haltung des deutschen Autors gegenüber den neuen Wissenschaften zu deuten.

Dem Helden im Parzivalroman Wolframs von Eschenbach enthält man zunächst nahezu jegliches Wissen vor, so dass im Verlauf seines Weges zum Artushof und zum Gral die Notwendigkeit besteht, ihm dieses Wissen durch eine größere Zahl von Vermittlern zukommen zu lassen. Der vordem höfisch-ritterlich, jetzt aber eremitisch-asketisch lebende Trevrizent deckt ihm genealogische, heilsgeschichtliche und kosmologische Zusammenhänge auf. Er informiert seinen Neffen Parzival über dessen Herkunft und über die Gralsgeheimnisse. Trevrizent liest Bücher und vermag anhand des Psalters die Zeit zu berechnen (vv. 460,25–27). Der alte Fürst Gurnemanz, an dessen Hof Parzival kommt, unterweist ihn demgegenüber in den Regeln der höfisch-ritterlichen Lebensweise. Die Gralsbotin Cundrie ist sicher die ungewöhnlichste Wissensfigur im Roman, man kann sie aber nicht als eine Lehrerin Parzivals bezeichnen³⁸). Sie ist außergewöhnlich hässlich, aber auch außerordentlich gelehrt. Sie verfügt über ungewöhnliche Sprachkenntnisse (Französisch, Arabisch, Latein), über *artes*-Wissen (Dialektik, Geometrie, Astronomie sind stellvertretend genannt), über medizinische und astrologische Kenntnisse. Ihr Beiname, *la surziere*, die Zauberin, versieht sowohl ihre Herkunft (sie kommt aus Indien) wie auch ihre Gelehrsamkeit (sie besitzt offenbar auch nigromantisches Wissen) noch einmal mit einem besonderen Akzent (vv. 312,20–313,3).

Auf der Ebene des Handlungsgeschehens vermittelt die Gralsbotin zwischen der religiös-asketisch bestimmten Welt des Grals und der höfisch-ritterlichen Welt des Königs Artus. Cundrie verfügt über arabisch-islamische (arabische Sternennamen), über antikeidnische (*artes*) und europäisch-christliche Wissensbereiche. Insbesondere vermittelt

36) Sie versteht sich nicht nur auf Liebe, Prophetie und Nigromantie, sondern ist ebenso in der Medizin sowie in Philosophie und Astrologie kundig: *sie weiz vil von minnen, / vil von erzenie; / sie hât in philosophie / ir fliz gekêret; / si is sô wol gelêret, / daz nie wib wiser wart. / si weiz wol allen den art / vone den planêten. / si gelichet den prophêten. / si kan an den sternem sehen, / swaz iemanne sal geschehen.* – »Sie versteht viel von der Liebe, viel von der Heilkunst; sie hat Philosophie studiert; sie ist so gelehrt, daß keine Frau je klüger war. Sie kennt die Beschaffenheit der Planeten genau. Sie gleicht den Propheten. Sie kann aus den Sternen lesen, was irgend einem Menschen geschehen wird«; Veldeke, Eneasroman (wie Anm. 35), vv. 74,4–74,14.

37) Veldeke rückt damit wieder der Interpretation der Sibylle durch Bernardus Silvestris näher, der in seinem ›Commentum super sex libros Eneidos Virgilio‹ ›Sibylle‹ etymologisch auf ›göttlichen Rat‹, *divinum consilium*, zurückgeführt hatte; vgl. Commentary on the first six books of Virgil's *Aeneid* by Bernardus Silvestris, translated, with introduction and notes, by Earl G. SCHREIBER/Thomas E. MARESCA, Lincoln/London 1979, S. 34, s. v. *Achates*.

38) Zu dieser Figur Joachim BUMKE, Wolfram von Eschenbach (wie Anm. 15), S. 76f. (mit weiterer Literatur).

sie zwischen der orientalisches-indischen und der französisch-europäischen Wissenskultur. Ebenso wie die Präautoren des Parzival-Erzählers ist sie als eine Figur gezeichnet, die für eine Synthese von ›moderner‹ Wissenschaft, christlicher Heilsgeschichte, religiösem Mythos und höfischer Gesellschaftsutopie steht. Wolfram inszeniert hier seine Vorstellung von neuem Wissen, von antik-arabisch-orientalischen Wissensbeständen, die er gegen die abendländisch-christliche Wissenstradition und gegen die klerikale Gelehrsamkeit eines Hartmann von Aue ansatzweise ausspielt.

Folgendes Resümee lässt sich ziehen: Das Verhältnis von Herrschaft und Wissen ist im mittelalterlichen Eneasroman durchaus ein traditionelles. Wie im antiken Epos bedarf Eneas des Fatum-Wissens, um das Reich zu gründen, das dereinst für eine lange Zeit die Weltherrschaft übernehmen soll. Doch das Bild der ihn bei seiner Jenseitsreise leitenden Wissensvermittlerin ist mit Blick auf die zeitgenössische Bildungssituation deutlich umakzentuiert. Im Parzivalroman Wolframs vermittelt man dem einfältigen Protagonisten auf seinem Weg zur Gralherrschaft neben höfisch-ritterlichem vor allem heilsgeschichtlich-mythologisches Wissen, das sich auf die Geschichte des Grals und seiner Hüter bezieht. Darüber hinaus kreuzen Wissensfiguren seinen Weg, die als Mittler zwischen hellenisch-arabischen und christlich-abendländischen Wissenstraditionen gedacht sind. Transkulturelle Wissenskonzeption (Autor-, Mittlerfiguren) und mythisch-religiöses Herrschaftskonstrukt (Gralherrschaft) verschränken sich in Wolframs Erzählen auf eine als zukunfts-fähig gedachte Weise. Der Tristanroman Gottfrieds vermittelt demgegenüber einen wesentlich skeptischeren Blick auf das Verhältnis von Wissen und Herrschaft.

5. DER GELEHRTE ZWISCHEN MELANCHOLIE UND MINNE

Gelehrtheit und Bücherstudium, intellektuelle und künstlerische Überlegenheit sind für den Helden im Tristanroman Gottfrieds von Straßburg ebenso charakteristisch wie für den Autor des Werkes. Tristan wird ab dem siebten Lebensjahr von einem Hauslehrer unterrichtet, lernt Lesen und Schreiben sowie Fremdsprachen, die durch Reisen vertieft werden. Unterricht in der Musik und Kunst, in Adels- und Hofkünsten (Waffenführung und Jagd) sowie in herrscherlichen Aufgaben (Praxis der Verwaltungs- und Regierungstätigkeit) schließen sich an (vv. 2043–2148). Tristan brilliert in allen Disziplinen, seine besondere Begabung liegt jedoch in der Musik und in der Kunst³⁹). Auf der einen Seite verhelfen ihm sein rationaler Umgang mit Wissen und seine künstlerische Begabung zu

39) Zu Tristans gelehrter Bildung und ihren Kontexten vgl. Eckart Conrad LUTZ, *Einspielung von Wissen und gebildeter Umgang – Texte und Bilder im Gespräch*, in: *Literatur und Wandmalerei II. Konventionalität und Konversation*. Burgdorfer Colloquium 2001, hg. v. Eckart Conrad LUTZ/Johanna THALI/René WETZEL, Tübingen 2005, S. 361–391, hier S. 366–368.

einer deutlichen Überlegenheit, auf der anderen Seite treiben ihn sein Wissen und seine Künste immer tiefer in die Fänge der absoluten Liebe und damit in den Untergang. Das im ›Tristan‹ von besonderem Wissen und künstlerisch-intellektuellen Fähigkeiten gezeichnete Bild ist also sehr zwiespältig.

C. Stephen JAEGER hat die These vertreten, dass der erotische und der intellektuelle Bereich im Tristanroman auf signifikante Weise miteinander verschränkt sind: »Das Schicksal Tristans soll sich im Minnekontext erfüllen, wird aber im intellektuellen Bereich vorweggenommen«⁴⁰). Mit dem Beginn des Bücherstudiums, so formuliert der Erzähler, war Tristans aufblühende Freude von Sorgen verdrängt, mit seiner ersten Freiheit wurde all seine Freiheit niedergestreckt (vv. 2068f.). JAEGER sieht hier die sowohl in hellenisch-arabischer als auch in christlicher Tradition verankerte Vorstellung im Hintergrund, dass »Lernen und Bücherstudium« schwermütig macht (vgl. S. 128). In dieser Sicht ist die *melancholia* Tristans dann Voraussetzung und Begleiterscheinung seines Studiums, seiner intellektuellen und künstlerischen Brillanz, seines Lebens in einer rational nicht zu kontrollierenden, absoluten Liebesbindung zur Gattin von König Marke und seines Scheiterns an diesen nicht aufzulösenden Antagonismen. Die intellektuelle Bildung war *sîn erstiu kêre / ûz sîner vrîheite* (v. 2068f.); sie deutet auf die zweite Wende zum Leid voraus, auf den Beginn der nur im Tod Erfüllung findenden absoluten Liebe⁴¹). Wie Intellektualität notwendig mit Melancholie verbunden ist, so Liebe notwendig mit Leid – und Tod.

»Der Bildungskult, der aus jeder Zeile des Tristan herausleuchtet, ist ambivalent«; – ich zitiere Christoph HUBER – »Ein hochgebildeter Autor hat die höfische Welt intellektuell eingeholt, er hat sie überholt, um dann zu zeigen, wie das rational Geordnete dem Irrationalen, dem es entrissen wurde, wieder preisgegeben wird«⁴²). Intellektuelle Tätigkeit, Herrschaft und absolute Liebe sind im ›Tristan‹ nicht harmonisiert. Es entsteht der Eindruck, dass ein zum Wissens- und Rationalitätsoptimismus der Zeit gegenläufiges Kräftefeld vermessen und deutliche Vorbehalte gegenüber idealisierenden Konzeptionen des Verhältnisses von Herrschaft und Wissen ausgedrückt werden sollen. Die implizit in diesem Roman gestalteten Einwände gegen harmonisierende ›Herrschaft-Wissen-Modelle‹ sind weitaus gravierender als die explizit in den Texten gestalteten Gegenposi-

40) C. Stephen JAEGER, Melancholie und Studium. Zum Begriff ›Arbeitsælikeit‹, seinen Vorläufern und seinem Weiterleben in Medizin und Literatur, in: Literatur, Artes und Philosophie, hg. v. Walter HAUG/Burghart WACHINGER (Fortuna vitrea 7), Tübingen, 1992, S. 117–140, hier S. 133. – Zur Melancholie-Thematik im ›Tristan‹ vgl. auch Claudia KONETZKE, *triuwe* und *melancholia*. Ein neuer Annäherungsversuch an die Isolde-Weißhand-Episode des ›Tristan‹ Gottfrieds von Straßburg, in: Körperinszenierungen in mittelalterlicher Literatur (wie Anm. 26), S. 117–138.

41) Den Minnetrank deutet der Erzähler so: *ez was diu wernde swære, / diu endelöse herzenôt, / von der si beide lâgen tôt.* – »Er war das dauernde Leid, die endlose Herzensqual, an der sie beide sterben sollten«; Gottfried von Straßburg, Tristan (wie Anm. 20), vv. 11674–76.

42) HUBER, Der gebildete Dichter (wie Anm. 11), S. 185.

tionen. Dies leitet zu den Gegenfiguren in den Werken über, zu den Magiern und Teufelsbündnern.

6. GELEHRTE ALS MAGIER

Ernstzunehmende Gegenspieler der Protagonisten, die über besonderes Wissen verfügen, sind sowohl in der Heldenepik⁴³⁾ als auch im höfischen Roman eher die Ausnahme. Im altfranzösischen Roman steht der Weise, Prophet und Zauberer Merlin außerhalb bzw. über der gesellschaftlichen Ordnung. Er ist ebenso Erzieher und Ratgeber des Königs wie Konkurrent und Gegenfigur zu Artus. Sein Wissen ist magisch-mythischer Art, jedoch nicht durch Bücherstudium oder Lebenserfahrung erworben. Er ist weder Kleriker noch Mönch, wird aber für den christlichen Bereich in Anspruch genommen. Die Herkunft seines Wissens bleibt unergründlich oder wird auf den Teufel zurückgeführt⁴⁴⁾. Vor allem das Unerklärbare seines Wissens ließ es vermutlich nicht zu, dass er im 12. Jahrhundert als Symbolfigur des neuen Gelehrtentyps fungieren konnte.

Im deutschen höfischen Roman ist der Magier Clingsor eine ähnlich komplexe Figur, die zudem Züge aus der Merlin-Tradition aufweist⁴⁵⁾. Wolfram hat im ›Parzival‹ das Zauberschloss Schastel marveile als Gegenwelt zur Gralsburg Munsalvaesche und die Figur als eine Art Gegenpol zum Gralskönig Anfortas entworfen; er macht aus dem namenlosen sternkundigen Gelehrten in seiner französischen Vorlage den Nigromanten Clingsor, der über dämonische Macht verfügt (vv. 617,11–14) und ein Neffe des römischen Dichters Vergil ist, der »im Mittelalter als Prophet und Zauberer galt«⁴⁶⁾. Seine Kenntnisse der

43) Der düstere Hagen des Nibelungenliedes beispielsweise, ist von Beginn an als Kontrahent des strahlenden Siegfrieds gezeichnet. Er allein weiß um die Geschichten über den jungen Siegfried; er ist ausgezeichnete Träger eines kollektiven Sagenwissens, das er dem engsten Kreis des Wormser Hofes auf Bitte der Könige bei der Ankunft Siegfrieds vermittelt (Str. 83–101); er weiß um die sich in der Zukunft entwickelnden Dinge (Str. 1533–1583), er ist es, der den naiven Heroen hinterrücks am Quell ermordet (Str. 981); Das Nibelungenlied, mhd./nhd., nach dem Text v. Karl BARTSCH und Helmut de BOOR ins Neuhochdeutsche übersetzt und kommentiert v. Siegfried GROSSE (Universal-Bibliothek 644), Stuttgart 1997; vgl. auch Jan-Dirk MÜLLER, Ratgeber und Wissende in heroischer Epik, in: Frühmittelalterliche Studien 27 (1993), S. 124–146; DERS., Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes, Tübingen 1998, S. 130–136.

44) Vgl. Robert de Boron, Merlin, hg. v. Alexandre MICHA, Genève 1979, S. 49–51; deutsche Übersetzung: Robert de Boron, Merlin. Der Künster des Grals, aus dem Altfranz. übersetzt v. Konrad SANDKÜHLER (Edition Perceval 2), 2. Aufl. Stuttgart 1980, S. 27f.

45) Zur Merlin-Tradition vgl. Silvia BRUGGER-HACKETT, Merlin in der europäischen Literatur des Mittelalters (Helfant Studien 8), Stuttgart 1991; Bea LUNDT, Melusine und Merlin im Mittelalter. Entwürfe und Modelle weiblicher Existenz im Beziehungs-Diskurs der Geschlechter. Ein Beitrag zur Historischen Erzählforschung, München 1991.

46) BUMKE, Wolfram von Eschenbach (wie Anm. 15), S. 109 (mit weiterer Literatur). Dieser Clingsor entführt die Mutter von König Artus und hält auch viele weitere Christen und Heiden in seinem Zau-

schwarzen Kunst, die er sich im Orient aneignete (vv. 657,27–658,2), setzt Clingsor gegen die Artus- und Gralswelt ein⁴⁷). Auf dem Zauberschloss hält er die Mutter von König Artus und zahlreiche weitere Jungfrauen gefangen. Dieses Verhalten wird psychologisch dadurch erklärt, dass Clingsor als Folge eines Ehebruchs entmannt wurde⁴⁸). Gawein überwindet den Zauber Clingsors und befreit die Gefangenen. Nigromantische Gelehrtheit ist als Kompensation fehlgeschlagener Liebe und körperlicher Versehrtheit gekennzeichnet und damit deutlich abgesetzt von der positiv konnotierten heidnischen Gelehrtheit der Vermittler des Parzival-Stoffes (Flegetanis) und auch der Gralsbotin Cundrie.

In den späteren Werken, in denen die Figur auftritt, wird das Clingsor-Bild ambivalent. Entweder zeichnet man ihn in der Tradition des ›Parzival‹ als zauberkundigen und zwielichtigen Nigromanten und Gelehrten (›Jüngerer Titurel‹), oder er wird zu einem kunstreichen Dichter, listenreichen Teufelsbündner und legendären Meistersinger, der mit Wolfram von Eschenbach konkurriert (›Wartburgkrieg‹). In chronistischer Literatur, in der ›Düringischen Chronik‹ des Johannes Rothe von ca. 1420, macht der Autor sogar den Versuch, Clingsor zu historisieren und die Quellen seines Wissens zu rationalisieren. Dieser habe nicht nur die Geburt und das Schicksal der Heiligen Elisabeth vorausgesagt, sondern sein besonderes Wissen durch Studium der *artes* und der Schwarzen Kunst erworben und in beratender Funktion dem Herrscher nutzbar gemacht⁴⁹). Durch die Zuschreibung christlichen und gelehrten Wissens an Clingsor wird dieser von der höfischen Welt vereinnahmt und schließlich als Gegenfigur zu Artus untauglich⁵⁰).

Ein weiteres Werk möchte ich in die Argumentation einbeziehen. Malagis, der Titelheld der im 15. Jahrhundert entstandenen Bearbeitung (›Der Deutsche Malagis‹) eines mittelniederländischen Versromans des 14. Jahrhunderts (›Madelgijs‹), ist auf der einen

berschloss gefangen. Der Erzähler bezeichnet ihn als Pfaffen, *der wol zouber las* (v. 66,4). Ob er zunächst in christlichen Wissenstraditionen stand und sich erst dann der Nigromantie zuwendete, ist unklar. Der Erzähler nennt ihn auch *hövesch unde wis* (v. 618,1).

47) Rüdiger KROHN, »ein phaffe der wol zouber las«. Gesichter und Wandlungen des Zauberers Klingsor, in: Gegenspieler, hg. v. Thomas CRAMER/Werner DAHLHEIM (Dichtung und Sprache 12), München 1993, S. 88–113, hier S. 104.

48) Gawein lacht schallend über ihn, als er erfährt, wodurch dieser zu seinen Kenntnissen der schwarzen Kunst kam: *zeim kapûn mit eime snite / wart Clinschor gemachet* (vv. 657,8f.).

49) Düringische Chronik des Johann Rothe, hg. v. Rochus VON LILIENCRON (Thüringische Geschichtsquellen, Verein für Thüringische Geschichte und Altertumskunde 3), Jena 1859, S. 333: *Dis geschach yn Ungirn zu den Sobinburgen, do meister Clyngissor wonete bey dem konige vonn Ungirn und seyynes houfes stetlichen pblagk. Dieser meister was eyynn grosser wol gelarter man unde eyn weisser unde kunde vil behändigkeit. her was eyn meister yn den sobin freien kunsten, her was eyn sternlugir unde kunde an dem gestirne zukunfftige dyngk gesehn, unde dorumbe hilt on der konigk stetlichen bey om. her was eyn meister ynn der swarzen kunst unde die geiste mussten om gehorsam seyn, unde wuste die vorburgene schetze yn der erden, dorumbe hilt on der konigk liep; vgl. KROHN, Zauberer Klingsor (wie Anm. 47), S. 105.*

50) Vgl. dazu KROHN, Zauberer Klingsor (wie Anm. 47), S. 106.

Seite Nigromant und Teufelsbündner durch innere Befähigung und wissenschaftliches Studium, auf der anderen Gegenspieler verschiedener Herrscher, vor allem Karls des Großen. Das Werk gehört in die Tradition der Empörererzählungen des karolingischen Sagenkreises⁵¹). Malagis wird von einer Fee (Oriande) aufgezogen, ab seinem siebten Lebensjahr in den Grundlagen der Schwarzen Kunst unterrichtet und besucht dann die Universität in Paris, »um die höchsten Stufen der Zauberkunst, nämlich die Teufelsbeschwörung, zu erreichen«⁵²). Sein Onkel Yvert ist in Paris Universitätslehrer – *Der oberst meyster von Parisß* (v. 2153) – und nimmt ihm eine Prüfung ab, die er glänzend besteht. Man promoviert ihn daher zum *Meyster von der nygromancije* (v. 3037)⁵³).

Das Verhältnis des Helden zu den Herrschenden ist aber eher gespannt. Als beispielsweise König Karl ihn um eine Probe seiner Kunst ersucht und spaßeshalber bittet, dass die ganze Hofgesellschaft sich entkleiden und nackt tanzen möge, erfüllt er diese Bitte. Wutentbrannt lässt Karl ihn in einen Kerker werfen, doch dieser kann sich mit Hilfe seiner Zauberkraft befreien, was den Hass Karls nur noch weiter entfacht. Die Positionen des Wissenden und des Herrschenden sind im Malagis-Epos nicht zu harmonisieren. Malagis setzt seine Künste überwiegend für die ›gute Sache‹ ein, dies meint aber den Kampf gegen die ungerechte Herrschaft⁵⁴).

Nach seiner Promotion zum Magister der Nigromantie ist Malagis von den Akademikern in Paris als hervorragender Gelehrter anerkannt (vv. 3030f.). Es fragt sich, wie dieses Moment zu verstehen ist. DUIJVESTIJN hat mit dem Argument, dass Magie im späten Mittelalter zunehmend als Wissenschaft betrachtet wurde (der man gleichwohl als einer dämonischen Kunst misstraute), die Intention des Malagisdichters darin gesehen, »für eine größere Akzeptanz der Zauberkunst, deren sich der Held der Dichtung

51) »Die Chanson de geste ›Maugis d'Aigremont‹, die vielleicht auf mündlichem Wege vermittelte Stoffquelle des mndl. ›Madelgijß-Romans ..., entstand wohl in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Nordosten Frankreichs«; Der deutsche Malagis nach den Heidelberger Handschriften cpg 340 und cpg 315, unter Benutzung der Vorarbeiten von Gabriele SCHIEB und Sabine SEELBACH hg. v. Annegret HAASE/Bob W. Th. DUIJVESTIJN/Gilbert A. R. DE SMET/Rudolf BENTZINGER (Deutsche Texte des Mittelalters 82), Berlin 2000, Einleitung, S. XLI.

52) Bob DUIJVESTIJN, *Er hett gelert und was eyn clerg gut / von nygromancij*. Die Zauberkunst im ›Malagis‹, in: Sprache und Literatur des Mittelalters in den nideren landen. Gedenkschrift für Hartmut BECKERS, hg. v. Volker HONEMANN/Helmut TERVOOREN/Carsten ALBERS/Susanne HÖFER (Niederdeutsche Studien 44), Köln/Weimar/Wien 1999, S. 67–86, hier S. 68.

53) Die Chanson de geste ›Maugis d'Aigremont‹ (1. Hälfte 13. Jh.) ist die Stoffquelle des mndl. ›Madelgijß-Romans. Die Episode von Malagis' Ausbildung zum gelehrten Zauberer in Paris wurde vom ndl. Dichter gegenüber seiner afrz. Vorlage hinzugefügt; der deutsche Text übernimmt die Schilderung.

54) Dennoch ist der mndl. und deut. Text nur bedingt als »Rebellenepos« (Der deutsche Malagis [wie Anm. 51], Einleitung S. LI) zu sehen. Neben der hier interpretierten Szene sprechen weitere Zauberszenen, die auf komische Wirkungen hin angelegt sind (vgl. Auflistung S. L), für diese Auffassung.

bedient«⁵⁵), zu plädieren. Zu erwägen ist jedoch auch, ob nicht die Geltung der universitären Wissenschaft durch die Reduzierung auf die Nigromantie parodiert und ob nicht der ausgezeichnete Ruf der Pariser Universität durch den allzu raschen Aufstieg des Malagis zum *Meister von der nygromancije* karikiert werden sollte. Aufgrund seiner besonderen Begabung eignet sich Malagis in einer einzigen Nacht ein solches Wissen über die Teufelsbeschwörung an, dass er den obersten Lehrer der Universität, seinen Onkel Yvert, zum Gespött des *capittels*, der Gelehrtenversammlung, macht. Der berühmteste Gelehrte der Pariser Universität wird zum Narren (vv. 2482–2509; 3017–3045), Malagis zum bewunderten Gelehrten eigener Art.

Zusammenfassend ergibt sich Folgendes: Sein herausragendes nigromantisches Wissen verwendet der Protagonist des deutschen Malagis-Epos, (unter anderem) um die politische Macht unübersehbar in den Zustand der Ohnmacht zu versetzen und lächerlich zu machen. Es fragt sich daher, ob nicht auch die in der mittelniederländischen und deutschen Bearbeitung hinzugefügte Episode von Malagis' Studium und Promotion an der Pariser Universität auf eine Parodie gelehrten Wissens und der universitären Welt zielt. Hier deuten sich Konturen des Themas Gelehrtheit und Narrheit an, das jedoch in anderen Texttypen der Zeit intensiver entfaltet wird.

7. GELEHRTE IN BERUFSROLLEN

Der Arzt Chrippenhra in Wittenwilers ›Ring‹⁵⁶) ist kein anmaßender Quacksalber, doch das Thema Gelehrtheit und Narrheit klingt in dieser neuen Form großepischen Erzäh-

55) DUIJVESTIJN, Zauberkunst (wie Anm. 52), S. 77. – Frank FÜRBEETH, Die Stellung der *artes magicae* in den hochmittelalterlichen ›Divisiones philosophiae‹, in: *Artes im Mittelalter*, hg. v. Ursula SCHAEFER, Berlin 1999, S. 249–262, legt dar, dass die Lehrpläne der Universitäten zwar nichts über das »Studium magischer Texte und Praktiken« (S. 250) sagen, dass Bücher mit magischem Wissen jedoch 1277 offensichtlich in der Artistenfakultät zu Paris gelehrt und gehört wurden. FÜRBEETH schließt dies aus dem bekannten Dekret vom 7.3.1277, mit dem Bischof Stephan Tempier u. a. »die Lektüre einzelner Bücher magischer Gegenstandsbereiche« (S. 249) verbot. Ab der Mitte des 12. Jh.s stünden sich zwei Positionen gegenüber, die sich durch das ganze Mittelalter hindurch verfolgen ließen: Von kirchlicher Seite werden magische Texte und Verfahrensweisen dämonisiert und ihre Ergebnisse auf einen Pakt mit dem Teufel zurückgeführt; »auf der anderen Seite die den Arabern folgende Bewertung als Verfahren, die das Wissen um Naturgesetzmäßigkeiten zur Erzielung sympathetischer Wirkungen und zur Prognose kommenden Ereignisse nutzen« (S. 255). – Vor diesem Hintergrund ist es nur wenig wahrscheinlich, dass der Autor des ›Malagis‹ mit einem literarischen Werk für die Akzeptanz magischer Wissenschaften werben wollte, in dem der Protagonist sein Wissen zwar auch wissenschaftlichen Studien, jedoch in besonderer Weise einem Pakt mit dem Teufel verdankt.

56) Zitiert wird im Folgenden nach der Ausgabe: Heinrich Wittenwiler, *Der Ring*, nach dem Text von Edmund WIESSNER ins Neuhochdeutsche übersetzt und hg. v. Horst BRUNNER (Universal-Bibliothek 8749), Stuttgart 1991.

lens am Beginn des 15. Jahrhunderts, die zwischen den Konstituenten des schwankhaften Märe, der gelehrten Abhandlung und des die Ordnung verkehrenden Fastnachtspiels auf eine bisher nicht genau bestimmbare Weise changiert, gleichwohl deutlich an. Mätzli Rürenzumph erhält von Bärtschi Triefnas einen Liebesbrief (in einem Stein eingewickelt auf den Kopf geworfen) und wendet sich an den Arzt, dass er ihr den Brief vorlese und ein Antwortschreiben verfasse. Chrippenchra zieht sich mit ihr in eine Kammer zurück, liest den Brief vor, behandelt die Kopfwunde fachgerecht und erpresst die Erotisch-Naive zur Liebe. Mätzli wird schwanger, der Arzt erkennt die Anzeichen sicher (vv. 2187–2202) und übermittelt – mit Blick auf die bevorstehende Hochzeit mit Bärtschi – ein Rezept zur Verschleierung der Defloration (vv. 2215–2248)⁵⁷. Der Gelehrte in der Berufsrolle des Arztes ist einerseits als erpresserischer Verführer, andererseits als fachkundiger Mediziner gezeichnet. Die beiden Personen verkörpern Analphabetismus und Gelehrtheit, Naivität und Durchtriebenheit, minnebestimmt-triebhaftes und minnefiert-rationales Handeln, die Welt der bäurischen Narren und der wissenden Gelehrten. Komische Wirkungen entstehen aus dem gezielt zugespitzten Aufeinanderprallen dieser Gegensätze.

Der *artzet* wird im ›Ring‹ als *weiser man* (v. 2001) und seine medizinische Kenntnis als *chunst* (v. 2026) vorgestellt. Dass es sich um einen Arzt mit abgeschlossenem Universitätsstudium handelt, ist zu vermuten, dem Text jedoch nicht explizit zu entnehmen, obwohl Chrippenchra als *maister* (vv. 2045, 2177, 2560) bezeichnet wird⁵⁸. Die grundsätzliche Unterscheidung zwischen praktisch ausgebildeten und buchgelehrten Ärzten lässt sich in einigen dem ›Ring‹ vorausgehenden höfischen Romanen deutlicher nachvollziehen. So versorgen zwar vor allem adlige Damen und Herrscherinnen die Wunden der Ritter aufgrund ihres medizinischen wundärztlichen Wissens⁵⁹, doch bereits im Eneasroman Veldekes heißt es von dem Arzt (Japis), der die Metallspitze des Giftpfeils aus dem

57) Vgl. Ortrun RIHA, Die Forschung zu Heinrich Wittenwilers ›Ring‹ 1851–1988 (Würzburger Beiträge zur Deutschen Philologie 4), Würzburg 1990, S. 125f. Vgl. auch Karl ZAENKER, Zur Arzt-Szene in Wittenwilers ›Ring‹, in: Seminar 15 (1979), S. 1–14, der im Anschluss an den Kommentar von Wiefner darlegt, dass Wittenwiler unter anderem auf spätmittelalterliche Werke wie Konrads von Megenberg ›Buch der Natur‹, die ›Secreta mulierum‹ und ›De passionibus mulierum‹, eine Schrift, »die mit dem Namen der legendären salernitischen Ärztin Trotula verknüpft ist« (S. 4), zurückgreift. Zaenker weist ausdrücklich darauf hin, dass der Rat des Arztes nicht schwankhaft zu verstehen ist: »Unbeschadet der satirischen Zeichnung des lüsternen Arztes und ungeachtet der moralischen Fragwürdigkeit seines Tuns wird dem Leser des Werkes ein ... sachlich durchaus ›korrektes‹, d.h. dem Wissensstand seiner Zeit entsprechendes Handeln vorgeführt« (S. 3).

58) Straub, der geschäftstüchtige Apotheker, wird ebenfalls als *artzt* (v. 4218) bezeichnet und trägt eine Gesundheitslehre vor (vv. 4198–4401).

59) Vgl. Bernhard Dietrich HAAGE, Studien zur Heilkunde im ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 565), Göppingen 1992, hier S. 34: »Die Verwundetenfürsorge scheint nach Ausweis der altfranzösischen und mittelhochdeutschen Dichtung als eine Aufgabe der Frauen angesehen worden zu sein;« HAAGE weist eine ganze Reihe von Beispielen nach.

Arm des Eneas entfernt: *her konde vil der bûche* (v. 314,7). Im ›Armen Heinrich‹ Hartmanns von Aue fährt der mit Aussatz geschlagene Protagonist *gegen Salerne / und suchte ouch dâ durch genist / der wîsen arzâte list* (vv. 180–183). Die Schule Salernos (ab 1150 Universität) gilt Hartmann als Zentrum der wissenschaftlichen Medizin in Europa; hier muss Heinrich erfahren, dass seine Krankheit (Aussatz) nicht heilbar ist. Doch dann schwenkt der Text in literarisch verbreitete, blutmagische Vorstellungen und eine Operationsszenerie um (nur das Herzblut einer Jungfrau, die für ihn freiwillig sterben will, kann ihn retten, v. 232), die mit salernitanischer Praxis in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nichts zu tun haben⁶⁰. Am Anfang des 14. Jahrhunderts formuliert dann der in Wien tätige Heinrich von Neustadt am Schluss seines umfangreichen ›Apollonius‹-Romans sein Selbstverständnis als akademisch gebildeter Mediziner und Autor literarischer Werke, indem er sich *artzzt von den pûchen* und auch *maister* nennt⁶¹. Im 15. Jahrhundert entstehen in städtischem Rahmen zwar keine neuen Romane, doch die Zahl der studierten – und literarisch tätigen – Ärzte nimmt stark zu⁶².

Damit fällt der Blick erneut auf den am Beginn des 15. Jahrhunderts geschriebenen ›Ring‹ des Konstanzer Juristen Heinrich Wittenwiler, auf die in dieser grotesk-komischen Dichtung in ihren Berufsrollen agierenden Gelehrten. Chrippenchra missbraucht seine herausgehobene Position in der Gemeinschaft der *dörper*, seine Vertrauensstellung als Arzt, und nutzt sein Wissen zu eigenem Vorteil. Der Schreiber Nabelreiber, der auch das Recht beherrscht, ergänzt das Wirken des Arztes. Eckart Conrad LUTZ hat es für bezeichnend gehalten, dass die Bauern »nur dem diabolisch-intellektuellen Schreiber [völlig ausgeliefert sind] – gegen ihn kämpfen sie nicht wie gegen ihresgleichen ..., sie vertrauen ihm sogar, weil sie ihn schlicht nicht verstehen«. Man hat angenommen, dass der Autor sich hinter der Maske des Schreibers verberge und seine eigene Funktion als

60) Vgl. HAAGE, Studien zur Heilkunde (wie Anm. 59), S. 26. – Cora DIETL, Wissenschaft oder Scharlatanerie. Zur Erwähnung Salernos bei Gottfried von Straßburg, in: *Universitas*. Die mittelalterliche und frühneuzeitliche Universität im Schnittpunkt wissenschaftlicher Disziplinen. Georg Wieland zum 70. Geburtstag, hg. v. Oliver AUGE/Cora DIETL unter Mitarbeit von Andrea FAUSEL, Tübingen/Basel 2007, S. 31–42, fasst die Position Gottfrieds von Straßburg zur Bedeutung Salernos so zusammen: »Für ihn ist Salerno (wie für Johannes von Salisbury) nicht wissenschaftlich genug; er stelle »der praktischen Medizin (Stichwort ›Salerno‹) die Heilung durch Bildung, durch die der Literatur nahe stehenden Künste und die Ethik (Stichworte ›Sens‹/, ›Saint Denis‹) entgegen« (S. 42).

61) Vgl. Heinrichs von Neustadt ›Apollonius von Tyrland‹ nach der Gothaer Handschrift, ›Gottes Zukunft‹ und ›Visio Philiberti‹ nach der Heidelberger Handschrift, hg. v. Samuel SINGER (Deutsche Texte des Mittelalters 7), 2. Aufl. Dublin/Zürich 1967, ›Apollonius‹ vv. 20600–20605: *Wer ditz puch gedichtet hatt? / Das sag ich euch, das ist nit rat. / Ain schone fraw in dar umb pat, / Maister Hainrich von der Neunst, / Ain artzt von den pûchen*; ›Gottes Zukunft‹ vv. 8093–8096: *Meister Heinrich ... / Ein bûch artzat von der kûnst*.

62) Vgl. Bernhard SCHNELL, Arzt und Literat. Zum Anteil der Ärzte am spätmittelalterlichen Literaturbetrieb, in: Sudhoffs Archiv 75 (1991), H.1, S. 44–57, hier S. 56.

akademisch gebildeter und in Konstanz tätiger Jurist in diese literarische Figur hineinprojiziere⁶³).

Solche Versuche, eine Figur des Werkes mit dem historischen Autor zu identifizieren, bleiben jedoch problematisch. Der im Text inszenierte Autor steht allerdings an der ersten Position des schwankhaften und zugleich lehrhaften Werkes; der Zusammenhang zwischen Gelehrtheit des Autors und nachfolgendem Werk wird so programmatisch hervorgehoben: In der Initiale (D) auf dem ersten Blatt der einzigen überlieferten Handschrift des ›Ring‹ findet sich das »Brustbild eines Mannes in der grünen Tracht eines Gelehrten, der in der linken Hand einen Ring mit einem Edelstein hält und mit dem Zeigefinger der rechten Hand darauf zeigt«⁶⁴). Gelehrtheit des Autors und Spezifik des Werkes erscheinen so von Anfang an als korrespondierende Größen. Autorbild und Werkprolog versuchen die Rezeption der erzählten praktischen Verhaltenslehre und der Bauernhandlung⁶⁵ zu lenken⁶⁶).

63) Eckart Conrad LUTZ, *Spiritualis fornicatio*. Heinrich Wittenwiler, seine Welt und sein ›Ring‹ (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 32), Sigmaringen 1990, S. 368 A. 73 (mit weiterer Literatur); Zitat S. 369.

64) München, BSB, Cgm 9300 (früher Meiningen, Staatsarchiv, Hs. 502), Bl. 1v. »Da das darunter gemalte Wappen, das in schwarzer Farbe einen aufsteigenden Bock darstellt, identisch ist mit dem der Toggenburger Familie Wittenwiler, wird der Gelehrte in der Initiale allgemein mit dem Dichter selbst identifiziert«; Nachwort Horst BRUNNERS zur Ausgabe des ›Ring‹ (wie Anm. 56), beide Zitate S. 653. – Sehr skeptisch gegenüber Identifizierungsversuchen des Autors in Konstanzer Urkunden und den daraus hergeleiteten Interpretationen ist Hans-Jürgen BACHORSKI, Irrsinn und Kolportage. Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtklitterung (Literatur – Imagination – Realität. Anglistische, germanistische, romanische Studien 39), Trier 2006, insbes. S. 74–86; zum Bildprogramm der ersten Handschriftenseite vgl. S. 82–86. Zum Verhältnis von Gelehrtenfiguren, Autorrolle und Gelehrtheit des Dichters vgl. auch Anna MÜHLHERR, Gelehrtheit und Autorität des Dichters. Heinrich von Mügeln, Sebastian Brant und Heinrich Wittenwiler, in: Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze, hg. von Walter HAUG (Fortuna vitrea 16), Tübingen 1999, S. 213–236, hier S. 226–236.

65) Dazu Frank FÜRBEETH, *nutz, tagalt oder mär*. Das wissensorganisierende Paradigma der *philosophia practica* als literarisches Mittel der Sinnstiftung in Heinrich Wittenwilers Ring, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 76 (2002), S. 497–541.

66) *Nu ist der mensch so chlainer stät, / Daz er nicht allweg hören mag / Erstleich sach an schimpfes sag, / Und fräwet sich vil manger lai. / Dar umb hab ich der gpauren gschrai / Gemischet unter diseu ler, / Daz sei dest senfter uns becher.* – »Freilich besitzt aber der Mensch so wenig Ausdauer, daß er nicht ununterbrochen von ernstern Dingen hören kann. Er wünscht sich auch ein wenig Scherz und freut sich darüber. Aus diesem Grund habe ich das Geschrei der Bauern unter diese Belehrung gemischt, damit sie uns um so angenehmer überzeuge«; Wittenwiler, Der Ring (wie Anm. 56), vv. 32–38.

8. LITERARISCHE ENTWÜRFE UND HISTORISCHE KONTEXTE

Abschließend möchte ich die Frage stellen, ob Zusammenhänge zwischen den in den Texten gestalteten Bildern von Gelehrtheit und Herrschaft und Spannungsfeldern im Bereich von Wissens- und Gesellschaftsgeschichte erkennbar sind. Ohne die Anbindung der analysierten Bilder von Autoren, Gelehrten und Wissensformationen an die entsprechenden kulturellen Referenzbereiche bleibt unser Verständnis der literarischen Stilisierungen unzulänglich. Sinnvoll erscheint eine gesellschaftsgeschichtliche Lektüre der Texte, die nach den spezifischen Formen der ästhetischen Symbolisierung von bildungsgeschichtlichen Sachverhalten fragt (Geschichte der Institutionen, Berufs- und Rollenideale, der Wissensformationen und -konzepte etc.). Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass höfisches Erzählen nur bedingt auf aktuelle Geschichtserfahrung oder zeitgenössische Wissenskontroversen referiert. Und selbst wenn man diese Einschränkung in Rechnung stellt, bleibt vieles noch sehr spekulativ. So korrespondieren die in die Texte eingeschriebenen Autorbilder mit der Spezifik des jeweiligen Erzählens, stehen in intertextuellen Zusammenhängen und reflektieren indirekt auch die gesellschaftliche Situation der Autoren.

Das neue Bildungsideal des 12. Jahrhunderts durchdringt die Fürstenhöfe. Herrschaft legitimiert sich nicht mehr nur durch Geburt, Gewalt und kriegerische Mentalität, sondern ebenso durch gelehrte Bildung. Der Adel bedient sich der intellektuellen Kleriker, die ihre Ausbildung vermutlich überwiegend in den neuen Schulen erhielten. Am Hof bildet sich ein neuer Typus von »Kleriker, Gelehrter und Schriftsteller« aus. Die volkssprachlichen Neufassungen der antiken Stoffe und Werke und schließlich die an regionale Geschichtsüberlieferung anknüpfenden Artusromane entstehen im intellektuellen Horizont dieser in der lateinischen Bildungswelt verwurzelten und von der neuen Aufbruchsbewegung erfassten Hofkleriker⁶⁷.

Die Herrscherdarstellung im mittelalterlichen Alexanderroman ist offenbar vor diesem Hintergrund zu sehen. Alberics und Lamprechts Alexanderbild zeigt Züge des Übergangs vom alten Ideal des gebildeten Herrschers zur neuen Form des gelehrten Wissens im 12. Jahrhundert. Bildung und Wissen des Herrschers stehen in den antiken Alexanderromanen im Zeichen der *artes*. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wandeln sich die Künste jedoch zu Wissenschaftsdisziplinen. Dieses Spannungsverhältnis zwischen traditionellen und neuen Formen des Wissens, die sich begrifflich in den Texten allerdings kaum differenzieren lassen, scheint punktuell in den mittelalterlichen Antikenromanen auf.

67) Zu diesem Zusammenhang vgl. die Darstellung von Alfred KARNEIN, Renaissance und höfische Kultur des 12. Jahrhunderts in Frankreich, in: Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte, hg. v. Albert GLASER, Bd. 1: Aus der Mündlichkeit in die Schriftlichkeit. Höfische und andere Literatur 750–1320, hg. v. Ursula LIEBERTZ-GRÜN, Reinbek bei Hamburg 1988, S. 104–134, insb. S. 124.

In dieser Zeit überträgt man offenbar auch das ältere Ideal des gebildeten Königs auf den höfischen Ritter. In Chrétiens erstem Artusroman ist dieses Ideal im Schlusstableau, in der Krönungsszene Erecs, zum ersten Mal literarisch gestaltet. Das Ideal des gelehrten Ritterherrschers war mit Blick auf die realen Möglichkeiten des Feudaladels im Wissenschaftsfeld sicher vollkommen überspannt, obwohl sich im 12. Jahrhundert Beispiele für wissenschaftlich-gelehrte Aktivitäten am Hof nachweisen lassen. Studierte Hofkapläne sind beispielsweise im Dienst der französischen und anglo-normannischen Könige, aber auch etwa am Hof Heinrichs des Löwen bezeugt⁶⁸.

Problematisch musste Chrétiens Hereinnahme gelehrter Bildung in die Bestimmung des Ritterstandes jedoch vor allem im Zuge des Transfers der französischen Adelskultur in den deutschen Sprachraum werden. Die volkssprachige Literatur der französischen Fürstenhöfe hat zwar in hohem Maße auf die deutschen Autoren gewirkt, doch kann deren Transfer an die deutschen Höfe nicht schlichtweg als bloße Übernahme verstanden werden. Das enge Verhältnis von Schule und Hof, das für Frankreich kennzeichnend ist, ließ sich nicht in den deutschen Sprachraum übertragen. Das Bildungsgefälle zwischen französischem und deutschem Adel war zu groß⁶⁹. Die Zurücknahme des gelehrten Anteils am Ideal des Ritterherrschers, die Umstellung der *artes*-Darstellungen vom Krönungsmantel Erecs zu den Bildern auf Enites Sattelzeug, ist offenbar auch vor diesem Hintergrund zu sehen.

Die konflikträchtige Konstellation, die aus der Übernahme des französischen Ideals gelehrter Bildung an den deutschen Höfen entstanden ist, illustriert beispielsweise die Art und Weise, wie in der zeitgenössischen Literatur Kritik an der höfischen Lebensweise geübt wird. Thomasin von Zerclaere legt in seinem ›Welschen Gast‹ (1215/16) einem höfischen Laienpublikum dar, dass der Verfallsprozess der Gegenwartsgesellschaft

68) Am frz. Hof sind Magister nicht vor Ludwig VII. 1137–1180 bezeugt, die anglonormannischen Könige nutzten dieses neue Potential jedoch intensiver; vgl. John BALDWIN, *Masters at Paris from 1179 to 1215. A Social Perspective*, in: *Renaissance and Renewal in the Twelfth Century*, hg. v. Robert L. BENSON/Giles CONSTABLE, Oxford 1982, S. 138–172; Joachim EHLERS, *Literatur, Bildung und Wissenschaft am Hof Heinrichs des Löwen*, in: *Kultureller Austausch und Literaturgeschichte im Mittelalter. Transfers culturels et histoire littéraire au moyen âge*, hg. v. Ingrid KASTEN/Werner PARAVICINI/René PÉRENNEC (Beihefte der Francia 43), Sigmaringen 1998, S. 61–74; übergreifend zur Bedeutung der Hofgeistlichen: Timo REUVEKAMP-FELBER, *Volkssprache zwischen Stift und Hof. Hofgeistliche in Literatur und Gesellschaft des 12. und 13. Jahrhunderts* (Kölner Germanistische Studien NF 4), Köln 2003. Zur spätmittelalterlichen Bildtradition ›Gelehrte als Berater der französischen Könige‹ vgl. Andrea von HÜLSEN-ESCH, *Gelehrte im Bild. Repräsentation, Darstellung und Wahrnehmung einer sozialen Gruppe im Mittelalter* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 201), Göttingen 2006, S. 340–349.

69) Zur Bildungssituation vgl. C. Stephen JAEGER, *Die Entstehung höfischer Kultur. Vom höfischen Bischof zum höfischen Ritter* (Philologische Studien und Quellen 167), Berlin 2001; Ulrike KRÄMER, *Translatio imperii et studii*. Zum Geschichts- und Kulturverständnis in der französischen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit (Abhandlungen zur Sprache und Literatur 98), Bonn 1996.

nur durch Rückbesinnung auf weltliche Gelehrsamkeit als Weg zu einer moralisch-ethischen Erneuerung aufzuhalten sei. Die gegenwärtige unbefriedigende gesellschaftliche Situation führt er auf eine »Fehlstrukturierung des Hofes« zurück, an dem die Gelehrten fehlten, die diese Entwicklung umsteuern könnten. Ihre Position werde jedoch von »Profitgierigen und Übelwollenden« eingenommen. Verantwortlich für diese Verkehrung gesellschaftlicher Ordnung seien die adligen Herren, denn ihnen fehle es an schulischer Ausbildung und intellektueller Einsichtsfähigkeit. Notwendig sei daher die »Reintegration der Gelehrten und ihres Wissens bei Hofe«⁷⁰⁾; diese Aufgabe habe der Fürst eines Hofes wahrzunehmen:

Der kan Grammticâ wol
 der rehte lebet als er sol.
 ob er niht rehte sprechen kan,
 so ist er doch ein wîse man.
 der kan Dïaleticâ ze reht
 der an guoten dîngen ist sleht
 und sich vor lügen hûeten kan,
 daz er niht triege einn andern man.
 der kan Rethoricâ garwe
 der mit der invalte varwe
 verwen sîne rede kan:
 wizzet, daz er ist ein wîse man⁷¹⁾.

Derjenige versteht sich gut auf die Grammatik, der genau so lebt, wie er es soll. Auch wenn er die Rede nicht richtig beherrscht, ist er dennoch ein gelehrter Mensch. Derjenige versteht sich wahrhaft auf die Dialektik, der sich bezüglich ehrenhafter Belange aufrichtig verhält, und sich vor Lügen zu hüten weiß, so dass er den Anderen nicht hintergeht. Derjenige versteht sich umfassend auf die Rhetorik, der mit der Farbe der Aufrichtigkeit seine Rede färben kann: wisst, dass er ein gelehrter Mensch ist.

70) Susanne HÖFER, Zur gesellschaftlichen Verortung und Funktion der Gelehrten und des gelehrten Wissens im *Welschen Gast* des Thomasin von Zerklære, in: *Literatur – Geschichte – Literaturgeschichte. Beiträge zur mediävistischen Literaturwissenschaft. Festschrift für Volker Honemann zum 60. Geburtstag*, hg. v. Nine MIEDEMA/Rudolf SUNTRUP, Frankfurt a. M. u. a. 2003, S. 865–877, hier S. 870, 876.

71) *Der Wälsche Gast des Thomasin von Zirclaria*, hg. v. Heinrich RÜCKERT, Quedlinburg und Leipzig 1852, vv. 8999–9010.

Thomasin stellt dem deutschen Adel hier das Ideal der Verschränkung von gelehrter und höfischer Kultur in moralischer Perspektive vor Augen, das in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts im französischen Kulturraum in unterschiedlichen Quellen begegnet⁷².

In den höfischen Texten finden sich auch Reflexe der zeitgenössischen Auseinandersetzungen um die Funktion von Wissen und Wissenschaft im Hinblick etwa auf die Möglichkeit der Gotteserkenntnis. Die städtisch scholastische Theologie öffnet sich dem neu entstandenen Interesse an den *artes* und dem nun verstärkt rezipierten griechisch-arabischen Schrifttum. Für die Vertreter einer eher traditionellen Theologie erschließen sich die Glaubenswahrheiten dagegen nach wie vor auf dem Wege von Lektüre, Kontemplation und Gebet: Wissen und Wissenschaft sind nur dann von Bedeutung, wenn sie zur Gotteserkenntnis beitragen und mit der monastischen Lebensform vereinbar sind⁷³. Die Umformung des Bildes der Sibylle durch Heinrich von Veldeke, das der unbekannte Autor des afrz. Eneasromans noch als das einer wissenschaftlich gebildeten Frau entworfen hatte, könnte man unter diesem Blickwinkel interpretieren. Veldekes Bild der Sibylle als einer sitzenden, lesenden und meditierenden Frau assoziiert in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts kein gelehrt-scholastisches, sondern eher ein christlich-asketisches Bildungsideal.

Der im Tristanroman Gottfrieds von Straßburg dargestellte destruktive Zusammenhang von Gelehrtheit, Melancholie und unbedingtem, nicht steuerbarem Liebesbegehren, in dem die Protagonisten wie in einem Netz gefangen sind, lässt sich vielleicht auch als Skepsis gegenüber der in vielen Diskursfeldern der Zeit beobachtbaren Hochschätzung von Wissen und *ratio* interpretieren. Die in der höfischen Literatur gestaltete uto-

72) Vgl. zu diesem Komplex auch WENZEL, *Artes und Repräsentation* (wie Anm. 25), sowie LUTZ, *Ein-spielung von Wissen und gebildeter Umgang* (wie Anm. 39), S. 369–371. – Eine Darstellung der Hofkritik und weiterführende Literatur findet sich auch bei Walter HAUG, *Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem klerikalen Konzept der Curialitas und dem höfischen Weltentwurf des vulgärsprachlichen Romans?*, in: *Courtly Literature and Clerical Culture. Höfische Literatur und Klerikerkultur. Littérature courtoise et culture cléricale*, hg. v. Christoph HUBER/Henrike LÄHNEMANN, Tübingen 2002, S. 57–75, hier S. 61; vgl. auch in diesem Band: Laurence HARF-LANCNER, *Les malheurs des intellectuels à la cour. Les clercs curiaux d'Henri II Plantagenêt*, in: ebd., S. 3–18.

73) Jean LECLERCQ, *The Renewal of Theology*, in: *Renaissance and Renewal* (wie Anm. 68), S. 68–87, setzt sich in seinem Beitrag dafür ein, die Opposition monastische vs. scholastische Theologie zugunsten einer begrifflichen Differenzierung aufzuheben. Statt einer klaren Opposition werde bei genauerem Hinsehen eine ›diversifizierte Theologie‹ im 12. Jh. sichtbar. Die Verfasser theologischer Werke dieser Zeit seien eher an einer Linie entlang lokalisierbar als an den zwei extremen Polen, deren einer die Klöster, deren anderer die Städte und deren Schulen darstellen. Die Theologie des 12. Jh.s, die sich genau genommen schon immer eher aus Kontinuitäten als aus wirklichen Brüchen speise, bilde eine Pluralität aus, die das Begriffspaar, scholastische/monastische Theologie vereinfache und verfälsche, statt zu erhellen. Innerhalb der monastischen sowohl als auch in der scholastischen Theologie müssten stattdessen verschiedene Institutionen und Tendenzen auseinander gehalten werden: Unterschiede sollten eher zwischen Individuen, deren Charakter und Positionen, als zwischen zwei Formen der Lehre gesucht werden.

pische Vorstellung, dass *ratio* und Begehren grundsätzlich harmonisierbar seien, hat Erich KÖHLER als ›höfischen Rationalismus‹ bezeichnet. Der ›Tristan‹ stellt so etwas wie ein Gegenprogramm dazu dar⁷⁴). Gelehrtheit, Kunst und höfische Gesellschaftsform können das destruktive Vermögen der absoluten Liebe nicht kontrollieren und wirken in keiner Weise emanzipierend. Sie beschleunigen sogar den Untergang, der allerdings von vornherein nicht abwendbar ist.

Ein Spannungsverhältnis zwischen klerikal-christlichem und arabisch-heidnischem Wissen klingt im deutschen Parzivalroman an. Wolfram von Eschenbach suggeriert im ›Parzival‹ den Eindruck eines transkulturellen, christlichen und heidnischen Wissens bestimmter Figuren, die im Kontakt mit oder gar in Diensten der Gralsgesellschaft stehen (Cundrie). Auf der Ebene der Erzählreflexion ist diesem Wissens- und Herrschaftskonstrukt eine Translationsgeschichte des Stoffes hinzugefügt, die über signifikante Autoren- und Gelehrtentypen klerikal-christliche und erst im 12. Jahrhundert zugängliche arabisch-islamische Wissensbestände in eine gegenwartsorientierte Perspektive bringt. Dass der Parzival-Autor emphatisch jede Buchgelehrsamkeit von sich weist, könnte man daher auch so verstehen, dass sein Erzählen nicht nur auf christlich-kerikalen Bildungstraditionen, sondern auf einem sehr viel breiteren Wissenshorizont fußen will.

Interferenzen und Spannungen zwischen magisch-okkulten und anerkannt-gelehrten Wissensbeständen sind in den höfischen Romanen von Beginn an vorhanden⁷⁵). Gottfried beispielsweise versucht, durch die Behauptung einer Nähe von Wolframs Erzählen zu den nigromantischen Büchern, den literarischen Konkurrenten unter Verdacht zu stellen. Doch die Gelehrtenzene im Malagisroman hebt wohl nicht auf diese grundsätzliche Spannung zwischen geheimen und anerkannten Wissenschaften ab. Bezugspunkt dieser Gelehrsamkeits- und Intellektualitätssparodie scheint vielmehr die Etablierung der Universität als Bildungsinstitution, die Bedeutung der Fakultäten-Universität in Paris und die Herausbildung eines Gelehrtenhabitus im Spätmittelalter zu sein.

Einerseits weisen die literarischen Stilisierungen in diesem Text in Richtung auf die Tradition des Gelehrten als Narren, Scharlatan, Frauenverführer und Spottbild etwa im

74) Erich KÖHLER, *Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik. Studien zur Form der frühen Artus- und Graldichtung 2.*, ergänzte Aufl. (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie 97), Tübingen 1970, S. 151 und im Nachtrag zur 1. Aufl. S. 270f.

75) Vgl. die Beiträge in dem Band: *Das Wunderbare in der arthurischen Literatur. Probleme und Perspektiven*, hg. v. Friedrich WOLFZETTEL, Tübingen 2003.

Schauspiel⁷⁶), im Märe⁷⁷) und in der Gelehrtsatire⁷⁸). Andererseits kommen in diesem Text auch Gelehrte in Berufsrollen (Magister, Scholare) in den Blick. Um diesen Aspekt einzubeziehen, bietet sich jedoch eher die Figur des Arztes an, da diese Rolle von Beginn der Tradition des höfischen Romans an in einer ganzen Reihe von Werken in unterschiedlichen Funktionen und Charakterisierungen zur Darstellung kommt. Das Spannungsverhältnis zwischen dem praktisch geschulten Arzt, der hauptsächlich für die erste Wundversorgung zuständig ist, und dem buchgelehrten, akademisch ausgebildeten Arzt⁷⁹) findet auch im höfischen Erzählen Niederschlag. Verwundetenfürsorge ist in der mittelalterlichen romanhaften Literatur vor allem Aufgabe von adligen Damen und Herrscherinnen. Medizinisch-wundärztliches Wissen scheint daher zum Ausweis herrscherlicher Fähigkeiten zu gehören. Die Buchgelehrsamkeit von Ärzten bzw. buchgelehrte Ärzte selbst finden dagegen vergleichsweise selten Erwähnung.

Der Arzt Chrippenchra ist dann in Wittenwilers ›Ring‹ kein betrügerischer Quacksalber, sondern auch ein fachkundiger, mit dem medizinischen Wissen seiner Zeit vertrauter Arzt. Durch seine Lüsterheit klingt das Thema Gelehrtheit und Narrheit zwar an, das von Chrippenchra vermittelte Wissen steht jedoch im Einklang mit der medizinischen Fachliteratur der Zeit. Der Gelehrte in der Berufsrolle des Arztes ist also einerseits komisch verzerrt, andererseits als fachkundiger Mediziner gezeichnet. Gerade satirisch-parodistische Darstellungen von besonderem Wissen und einzigartigen Gelehrten lassen sich aber als Indizien für die zunehmende Bedeutung und den nicht aufzuhaltenden gesellschaftlichen Aufstieg der Gebildeten im Spätmittelalter verstehen⁸⁰). In dieser

76) Zum Fastnachtspiel Klaus RIDDER, Der Gelehrte als Narr. Das Lachen über *artes* und Wissen im Fastnachtspiel, in: *Artes im Mittelalter*, hg. v. Ursula SCHAEFER, Berlin 1999, S. 391–409. Rebekka NÖCKER, *vil krummer urtail*. Zur Darstellung von Juristen im frühen Nürnberger Fastnachtspiel, in: *Fastnachtspiele. Weltliches Schauspiel in literarischen und kulturellen Kontexten*, hg. v. Klaus RIDDER, Tübingen 2009, S. 293–283.

77) Zur Versnovellistik Stephen L. WAILES, Students as Lovers in the German Fabliau. In: *Medium Aevum* 46 (1977), S. 196–211; Birgitt BEINE, Der Wolf in der Kutte. Geistliche in den Mären des deutschen Mittelalters, Bielefeld 1999; Kurt Otto SEIDEL, Bücherwissen und Erfahrung im Märe. Die Auseinandersetzung mit Lebensformen hinter Mauern, in: *Literarische Leben. Rollenentwürfe in der Literatur des Hoch- und Spätmittelalters. Festschrift für Volker Mertens zum 65. Geburtstag*, hg. v. Matthias MEYER/Hans-Jochen SCHIEWER, Tübingen 2002, S. 691–711. Sebastian COXON, *scriber kunnen liste vil*. Literate Protagonists and Literary Antics in the Medieval German Comic Tale, in: *Oxford German Studies* 31 (2002), S. 17–62.

78) Zur Gelehrtsatire Barbara KÖNNEKER, *Satire im 16. Jahrhundert. Epoche – Werke – Wirkung* (Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte), München 1991; Alexander KOŠENINA, *Der gelehrte Narr. Gelehrtsatire seit der Aufklärung*, Göttingen 2003.

79) Zu diesem Spannungsverhältnis vgl. Klaus BERGDOLT, Zur antischolastischen Arztkritik des 13. Jahrhunderts, in: *Medizinhistorisches Journal* 26 (1991), S. 264–282.

80) Vgl. Jacques LE GOFF, *Die Intellektuellen im Mittelalter*. Aus dem Französischen übersetzt v. Christiane KAYSER, Stuttgart 1986, S. 175: Die »berufliche, gesellschaftliche und institutionelle Entwicklung läuft auf ein Ziel hinaus: Macht«.

Perspektive stellt sich das Verhältnis von Wissen und Herrschaft auf der Ebene des literarischen Diskurses nicht grundsätzlich anders dar als auf der des historischen Kontextes.

Daraus lässt sich jedoch nicht folgern, dass sich das Verhältnis von gelehrtem und ästhetischem Diskurs in Spätmittelalter und Früher Neuzeit spannungsfrei weiter entwickelt. Spätestens seit der Reformation »verfolgt« die Literatur in Deutschland geradezu die Gelehrten, und zwar »vom humanistischen Aufklärer Erasmus bis zur Epoche der Aufklärung«. Luther polemisiert gegen die Gelehrten in der römischen Kurie, gegen die Latinität der Papisten und macht sich »zum Anwalt des *gemeinen mannes*«, »der Volkssprache« und der nichtgelehrten Dichtung. Als Folge der Auseinandersetzungen entstehen zwei »literarische Kulturen in Deutschland«. Dieser »Prozess der Spaltung«, so formuliert Günter Hess treffend, scheint »noch heute nicht revidiert, allenfalls oberflächlich verdeckt zu sein«⁸¹).

81) Günter HESS, Die Gelehrten und die Literatur. Zur Geschichte einer Kontroverse, in: Bildungsexklusivität und volkssprachliche Literatur. Literatur vor Lessing – nur für Experten?, hg. v. Klaus GRUBMÜLLER/Günter HESS (Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985, Bd. VII), Tübingen 1986, S. 226–237, hier S. 231, 230 und 236. Dazu auch Gunter E. GRIMM, Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung (Studien zur deutschen Literatur 75), Tübingen 1983; DERS., Letternkultur. Wissenschaftskritik und antigelehrtes Dichten in Deutschland von der Renaissance bis zum Sturm und Drang (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 60), Tübingen 1998. – Für zahlreiche Anregungen und Hinweise danke ich Diana Lemke, Ulrich Barton und den Teilnehmern des mediävistischen Oberseminars in Tübingen.